

GUDRUN TUULIA

**Die Erde ist ein
befremdlicher Ort.**

AFRIKA 1

Verlag Autonomie und Chaos
Leipzig \ Berlin 2023

GUDRUN TUULIA

DIE ERDE IST EIN BEFREMDLICHER ORT. AFRIKA 1

Der Titel entstand in Anlehnung an einen Buchtitel
von Ryszard Kapuściński:
"Die Erde ist ein gewalttätiges Paradies".

2

Ausgabe erster Hand

© 2023 für Text, Abbildungen und Layout Gudrun Tuulia

ISBN 978-3-945980-78-1

Diese Veröffentlichung kann zur privaten Verwendung
kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.
Jede weitergehende (insbesondere kommerzielle) Nutzung
erfordert die schriftliche Genehmigung der Autorin.

www.autonomie-und-chaos.de

GUDRUN TUULIA

DIE ERDE IST EIN BEFREMDLICHER ORT. AFRIKA 1



3

Intro

Ein scharfer Schmerz und Bitterkeit. Ein Sog aus Einsamkeit und Lügen. Eine nebelumschlossene Landschaft und keine Stimme. Ein Krieg, den keiner gewinnen kann.

Sie kleben aufeinander in ihren umzäunten Siedlungen und treiben jeden weg, der sich in ihre Nähe verirrt. Wie Hyänen harren sie und verfolgen gespannt, wenn einer attackiert und in Stücke gerissen wird. Niemand außer ihrer eigenen auserwählten Art zählt für sie. Aus der Stadt gejagt, mit Messern und Mistgabeln. Mein Herz schlägt wie wild.

4

Die Farben grell und schreiend, die Vorübergehenden Schatten ohne Substanz. Resignierte Gesichter, müde Skelette mit ein bisschen Haut drumherum sitzen an den Gehsteigkanten. Man muss über sie hinwegsteigen wie damals über kranke Hunde in Dakar.

Der Winter so lang. Noch immer Schnee. Es ist dunkel und dichte Flocken treiben. Der Sturm jagt die Stadttauben unter die Dachsimse und in die Mauernischen. Nur die alten Krähen trotzen der Kälte und halten die Stellung. In weiten Bögen kreisen sie schreiend am Rand der Welt. Wir sind eingesperrt. Niemand darf die Stadt verlassen.

Unter die Raubtiere geworfen, getäuscht und betrogen. Ein Meer an Traurigkeit unter der vereisten Oberfläche. Atemnot und Irrfahrten. Alt. Jahrhunderttausende alt. Ausgestoßen und verkrochen wie ein sterbendes Tier. Zeit, wegzugehen, wieder und wieder. Mein Herz so schwer.

AFRIKA 1

Der lange, anstrengende Flugtag, das endlose Warten bei der marokkanischen Einreise und dann kopfüber in das Verkehrschaos von Marrakesch. Die alten Mercedes-Taxis, blau oder gelbweiß, die Motorwägelchen und Handkarren voll Gemüse, frisch von den Feldern und Gärtnereien. Karotten, Zwiebel, Tomaten, grüne Bohnen, Bananen. Granatäpfel, stachelige Kaktusfrüchte und Kaki.

I'm falling again. Auf den Beton gekracht. Einmal noch aufstehen. Ein letztes Mal und das letzte Stück auch noch zu Ende gehen. Vielleicht komme ich nicht zurück. Kein Zurück. Keine Versöhnung mehr. Wieder trennen sich unsere Wege im Streit, wie schon einmal. Aber jetzt kann ich niemanden mehr verlieren. I wish I was like water, I wish I was like waves . . .

Die grüngesprenkelten Hügel und die roten Argannussfelder. Der Himmel nass und schwer und Agadir wie reingewaschen. Im Süden hängen Gewitterwolken. Der Wind treibt die Möwen über den Platz. Möwen. Ich habe das Meer noch nicht gesehen. Junge Frauen und Männer stehen jeweils in Gruppen zusammen, reden und lachen. Alte und junge Frauen nehmen Abschied, Mütter und Töchter. Niemand steht alleine.

Le Grand Sud. Acht Stunden lang rosa Lehmmauern, Palmenhaine, Gärten, Oliven. Am nächsten Morgen sehr früh auf die menschenleere, regennasse Straße und in das nächste Café, das gerade öffnet. Der verschlafene Inhaber ist freundlich und hilfreich trotz dieser bescheuerten Touristin in aller Frühe. Die ersten Lieferkarren rattern vorbei. Brot wird ausgeladen und die Vitrine vollgestopft.

Der Helfer holt einen Karton hinter einem Tisch hervor und breitet ihn auf dem Boden aus, nach Osten gerichtet, um zu beten. Die Gespräche der Männer an den Nebentischen plätschern beruhigend und vertraut. Auf einer uralten, unbekanntem Ebene erkennt mein Gesamtsystem den Ton, den Rhythmus wieder. Chronistin sein. Kriegsberichterstatteerin der Seele, sozusagen.

In Tan-Tan gehe ich im Kreis auf der Suche nach der Hauptstraße. Das Angebot eines jungen Saharai, mich zu begleiten, lehne ich freundlich ab. Ich werde nicht auf den erstbesten faux guide hereinfallen. Busstation, Nirgendwo, Dünen, wieder retour, der Oued, eine verlassene Siedlung, wieder Busstation. Als ich das nächste Mal gerade wieder falsch abbiegen will, nehme ich aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Mein guide deutet dezent in eine andere Richtung. Er zeigt mir den Weg in die Stadt, bleibt aber immer auf der anderen Straßenseite, in sicherer Entfernung und gibt vor, sich nur um sich selbst zu kümmern. Nur ein verhaltenes Handzeichen, ohne direkten Blick, auch an den nächsten zwei Kreuzungen. Als am Ende der Straße ein Hotel-Schild auftaucht und ich mich bedanken will, ist er schon verschwunden. Das abenteuerliche Al Madina, verwinkelt und halbe Baustelle, ich breite meine Campingunterlage und den Schlafsack über die schmutzige Matratze, das Bad betrete ich nur in Straßenschuhen. Aber es ist ein sicherer Platz für die Nacht und es gibt fließendes Wasser. Am Morgen Café trinken mit den Arbeitern, die früh unterwegs sind. Laayoune ist weitläufig und unübersichtlich. Anonym und künstlich angelegt. Die Taxifahrer verstehen mein Französisch nicht.

6

Bei El Marsa Industrie- und Hafenanlagen. Vor der Küste liegen Frachter. Was wird hier verschifft? Sand? Boujdour. Überall hat es geregnet und es stehen tiefe Pfützen und kleine Seen. In ganz Westafrika dauert der Regen lange, dieses Jahr. Je länger die Schatten, desto stärker fällt mich eine gewisse Melancholie an. Sie lässt sich zuerst nur in meiner Nähe nieder wie Geier, die auf Aas warten.

Dakhla, noch vor Sonnenaufgang. Schönheit an der Lagune. Stille, nur Wind, ein paar Arbeiter, ein paar Frauen in Melafhas. Im blauen Wellenmuster der Steinfliesen am Boden, im tiefgrünen Wasser kann ich meine Augen ausruhen. Das Gehen, die Bewegung erdet und beruhigt. Orientierung finden, zu Fuss quer über die Halbinsel an den Atlantik. An der Steilküste sitzen, frühstücken im Samarkand, den Blick auf das Meer. Dakhla, die Strassen nass und schwer von Feuchtigkeit, die Menschen entspannt. Ich werde auf der

Straße und von fahrenden Autos heraus begrüßt, von Familien, Vätern mit Kindern, bonjour, ça va, bonne journée, bon voyage . . vielleicht auch, weil ich seit heute früh das Lächeln nicht mehr abstellen kann. Dakhla ist so still nach dem Lärm und der Hetze von Marokko. Ich bin so entsetzlich müde.

Die Klimaanlage kühlt den Bus herunter auf Dezembertemperaturen, mein grüner Wollschal ist gleich in Marrakesch geblieben. Warum hustet sich hier jeder zweite die Seele aus dem Leib. Der rote und gelbe Sand, das Meer im kalten Morgenlicht, ein schwerer, dunkelgrauer Himmel darüber. Pause an einer Tankstelle. Ich habe geschlafen und geträumt. Jetzt, wo es heiss wird, funktioniert die Lüftung im Bus überhaupt nicht mehr. Auf dem Weg nach Guerguerat, zur Grenze. Farewell, fellow traveller. Nichts bleibt und ich muss mit leeren Händen gehen. Ein wildes Tier sitzt in meiner Brust und sein Hunger ist nicht gestillt. Ich werde alt und weiß: der König kommt nicht mehr.

Die Straße über 400 km weit ein gerades Band. Rechts und links Wüste. Dann links Wüste, rechts Meer. Nur ein größerer Ort und ein, zwei Tankstellen. Sand- und Geröllwüste, Dünen, weit. Wie weit das Land ist und wie offen und scheinbar endlos der Horizont. Mitten im Nichts eine Stadt, alle steigen aus. Ich muss wieder tief geschlafen haben. Noch achtzig Kilometer bis zur Grenze.

Am Grenzposten nimmt mich ein Taxifahrer ins Schlepptau, zusammen mit zwei jungen Senegalesen und ein paar Mauretaniern. Saharausche Militärposten und UN-Wagen. Der Chauffeur herrscht mich zu Recht an, meine Kamera wegzutun. There are soldiers. They are tired and nervous and it's hot, they got weapons, not such a good combination, you know. Ausstempeln bei den Marokkanern. Die Asphaltstraße führt noch ein paar hundert Meter weiter, dann im Schrittempo kreuz und quer über die steinige Piste durch das Niemandsland. Am besten immer schön hinter einem LKW bleiben, um die Fahrspur nicht zu verlieren, mitten im Nichts. Einreise- und Visumformalitäten in einer Baracke mit abblätterndem Verputz, freiliegenden Kabeln und einer nackten Glühbirne. Zwei alte Matratzen mit Decken in undefinierbarer Farbe in der Ecke, am Boden verteilt Gerümpel und Zeug. Zwei wackelige Holzschreibtische mit alten Rechnern darauf. Aber Flachbildschirme.

Der Vermittler absolviert die Prozedur mit unseren Pässen in der Hand im Eiltempo. Unter den Männern überall große Begrüßung, Umarmung, Schulterklopfen und viel Gelächter. Ich werde von allen Offiziellen formell und freundlich willkommen geheissen. Ein Kontinent des Willkommen, der Gastfreundschaft, der Freundlichkeit und mein Herz ist aus Eis. Als der Grenzer meine Fingerabdrücke nimmt und mein Foto für das Visum, sagt er: Why don't you smile? Smile, please! Alles geht schnell. Die anderen Taxigäste drängen die Beamten zur Eile, sie wollen weiter, nachhause.

Nouadhibou Nouakchott Atar Chinguetti

An der Einfahrt nach Nouadhibou entlang der Bahngleise des berüchtigten train de fer steht der Verkehr still. Etwa 250 weiße Dromedare überqueren die Straße. Alle weiblich, viele Junge darunter, vorne und hinten je ein kleiner, dünner Mann. Wir steigen aus und staunen voll Bewunderung und verzaubert über diese schwingende, schwankende Bewegung in perfekter Harmonie.

Nouadhibou ist schwer zugänglich. Die Straßen entlang reihen sich niedrige Baracken, Baustellen und Schuttplätze. Alles scheint unbewohnt und aufgelassen. Man muss sich eine neue Art zu schauen angewöhnen. Hinter den finsternen Eingängen, hinter den halbgeöffneten, zerkratzten und rostigen Metalltüren verbergen sich freundliche Läden, Wäschereien, Geldwechsler, Restaurants.

Das kalte, arrogante Viertel Dubai. Modern, sauber, menschenleer, anonym. Das verlassene, abschreckende Camp an der Hauptstraße. Das Herumirren auf der Suche nach einem Platz am Meer. Die Hitze, der Sand, die von der Sonne gebleichten Müllhaufen. Ziegen, die im Staub nach Abfällen suchen. Nicht Essensabfälle – nein, hier liegen keine Essensabfälle im Müll – nur Papier und leere Zigarettenschachteln. Esel, die unter Schlägen die Gassen hinuntergaloppieren und entsetzlich müde im Schmutz stehen. Karren und zerbeulte Autos, die omnipräsente afrikanisch-islamische Musik, die Gebetsrufe von den Minaretten, das alles relativiert die Wichtigkeit der Dinge. Auf meiner Suche nach Wasser und Essen gehe ich verloren und gerate in die schwarzen Armenviertel. Der Kulturschock ist tief und nachhaltig. Die Taxifahrer sind unfreundlich, die Araber arrogant und von oben herab. Woher das Gefühl, in einem Raubtierkäfig zu sein. Unterschwellige Aggression und ein Klima der Angst überall. Die Leute halten mich für verrückt, hierherzukommen. Ich irre in den Zelt- und Barackenlagern zwischen den Bahngleisen herum. Zwei Jugendliche begleiten mich zurück auf die Straße, für ein paar hundert Ouguiya. Sie sind respektvoll und höflich, obwohl sie verwundert auf das Bündel Euro-Scheine starren, das ich unbeabsichtigt hervorzaubere. Eine harte Anspannung und schwere Traurigkeit liegt über der Stadt.

Wann immer ich mich durch die Straßen treiben lasse, ohne auf die Richtung oder auf ein Ziel zu achten, lande ich zuerst am Stadtrand, in den Immigrantenvierteln, in den Fischervierteln, bei den Wellblechhütten. So wie in Dalaba, Guinea, wo ich am späten Nachmittag über den leeren Markt wandere. Es ist Jänner und beinahe dunkel. Die Tische schon verlassen, der Boden übersät von Resten, Plastikmüll, Pfützen voller Blut und Fischabfällen. Ein paar apathische Gesichter über einzelne, verhutzelte Paprika und Zwiebeln gebeugt. Planlos verlasse ich die Markthalle am anderen Ende und stolpere durch die Gassen. Der Boden aufgerissen, steinig und durchzogen von stinkenden Rinnsalen.

Einzelne Frauen, die vor den Verschlägen hocken und mir ausdruckslos nachschauen. Schon aus der Entfernung sehe ich einen dünnen, zerlumpten Mann entgegenkommen, der die ganze Breite der Gasse einzunehmen scheint. Er kommt direkt auf mich zu und ich mache auch keinen Versuch, ihm auszuweichen. Sein Gesicht ist verzogen und zerfurcht, sein Mund eine schwarze Ruine, seine Augen hell und blau. Er streckt mir schon von weitem die Hand entgegen, als seien wir verabredet und er begrüßte mich voll Freude. Erst beim zweiten Mal verstehe ich, was er sagt: *Vous respectez-moi?*

10

Dann entlang der Hauptstraße nach Norden. Ein Taxi anhalten, nach den garages fragen, aussteigen, zahlen und mein Gepäck ist schon auf einen Minibus gehievt, bevor ich einen klaren Gedanken fassen kann. Wieder Baracken, Schutt, Sand, Lehm- und Blechhütten, Zelte. Zelte! Und kleine Ziegen überall.

Die Stadt hat mich geschluckt und ausgespien. Wer hat das gesagt über Marseille? Alles geht ein bisschen leichter, früh am Morgen. Vielleicht liegt es an der Tageszeit, dass die Stadt so schwer, drückend, abweisend und feindselig ist.

Sechs Stunden lang ist die Straße eine gerade Linie und rechts und links nur Wüste. Steine, Geröll, ein paar Büschel ab und zu. Ich habe die ganze hintere Sitzbank für mich alleine, ein seltener Luxus trotz abstehender Metallteile und kaputter Stoßdämpfer. Der Bus ist ein Backofen. Am Straßenrand kaufe ich frisches Brot. Es ist heiß. Kein Zeitgefühl mehr. Dromedare überqueren langsam die Straße. Sie werden mit Hupen vertrieben und ihr Gesichtsausdruck ist unbezahlbar.

Nouakchott ist Sympathie auf den ersten Blick. Ich kenne nur Tevragh Zeina, das Nobel- und Botschaftsviertel, nicht den Südteil. Den Marché National, den Port de Pêche, den Strand beim Tergit Vacances. Ein paar Läden, wo ich Wasser und Obst bekomme, ein, zwei Cafés und ein Restaurant mit plats africains und riz cantonais. Sandige Straßen, kaum Müll. Palmen, alte Bäume. Zu jedem Haus ein gardien. Hier können sie sogar vernünftige Gehsteige betonieren, die nicht vierzig Zentimeter hoch und alle zwanzig Meter unterbrochen sind. In der Auberge ist die Klimaanlage kaputt und es gibt kein Internet. Wenn es kein Internet gibt, gibt es eben keines. Inshallah. Die Matratze fühlt sich an wie eine durchgesessene Bettbank mit abstehenden Metallfedern. Das Mosquitonetz ist voller Löcher. Am dritten Morgen gibt es kein Wasser. Die Wohnviertel im Süden werde ich erst später sehen. Dort verschlägt es mir wieder die Sprache. Auf der carte d'identité der Mauretanier gibt es neben den Daten für nom, date de naissance, nationalité auch eine Zeile für teint: in diesem Fall: noir.

11

Mit sechzehn Johannes Schaaf's Kubinverfilmung, Traumstadt. Dazu die Riemerschmied'sche Trakl-Phantasie. Von Hier nach Dort. Wer war Edgar Allen. Da waren die Weichen gestellt. Ich habe diese Aufbruchsfreude, diese Neugier später nie mehr wiedergefunden. Vielleicht bin ich zu schnell, zu weit gefahren, ohne Atempause. Eine Fremde. Immer. Seit wann. Was habe ich hier verloren. Welche unsinnige Idee hat mich in dieses Land gebracht. Was schreien und krächzen diese Wahnsinnigen von ihren Türmen herunter, als ob das Leben davon abhinge. Das wusste ich ja, dass das Alte sterben muss, dass ein Zyklus zu Ende geht.

Am Morgen bin ich unabsichtlich im Hof der Auberge eingesperrt und warte zwei Stunden, bis der Inhaber auftaucht. Der alte gardien hat in einem Zelt im Hof geschlafen. Das war einfach. Ich habe mich in den improvisierten Holzaufbauten auf dem Dach eingerichtet und auf der Straße ein paar rostige Blechteile zusammengesucht, um nachts die manngrossen Löcher in der Wand zu sichern. Wieder verloren in den sandigen Straßen der Vorortviertel. Streit mit den Taxifahrern um den absurd überhöhten Preis. Später wird die Ursache des Missverständnisses deutlich. Von einer Sekunde auf die andere ist die Sonne unerträglich heiß. Man glaubt, es keinen

Augenblick länger aushalten zu können und kann kaum noch atmen. Die aggressive Hitze brennt jeden Gedanken aus dem Kopf. Ich flüchte in das Café La Palmerie und werde dreißig Minuten lang ignoriert, ob ich geduldig warte oder sehr höflich und dezent versuche, einen Kellner anzusprechen. Umgeben von distinguierten mauretanischen Geschäftsleuten, auch Frauen mit und ohne Kopfbedeckung, in Gruppen zu dritt oder mehreren. Ich bin Luft. Keine Frau sitzt alleine.

Was bleibt mir anderes übrig als aufzustehen und wieder in die Hitze hinauszustolpern, am Zerbrechen und den Tränen nahe. Alles was man noch will ist, irgendwo im Schatten zu sitzen und zu weinen. Gerade wenn man anfängt, die Gebrauchsanweisung für eine Stadt, einen Ort, ein wenig zu entziffern, muss man weiter. Café Maroc, bei der marokkanischen Botschaft. Im TV Menschen in Mekka, die Kaaba umkreisend zu den unaufhörlichen monotonen Gesängen. Immer rundherum um den schwarzen Block und anbeten, demütig. Vor einem Bankgebäude wäscht sich ein Securitymann in einem zerbrochenen Plastikübel Gesicht, Hände und Füße, um sich in den Staub zu knien, zur Gebetszeit.

12

Ich habe nur mehr mich selbst. So entsetzlich müde. Eine Bruchlinie kennzeichnen. Nachher soll nichts mehr sein wie vorher. Das Alte wird verbrannt, zerrieben zu Sand. Asche die bleibt, trägt der Wind davon. Das ist der Augenblick, in dem ich mir angewöhne, was ich meinem afrikanischen Gang nenne: langsam, sehr langsam, ein wenig vorgebeugt und voll Demut. Man akzeptiert seine eigene Schwäche und seine Tränen. Man torkelt weiter und bemerkt, dass man jedes Schlagloch, jedes Stück Gerümpel und Abfall elegant umgangen hat wie ein Schlafwandler inmitten aufgelaßener Baustellen und davon gibt es viele. Ein neues Hindernis bei jedem zweiten Schritt. Aber ohne besonders achtzugeben, bewegt man sich mühelos und unverletzt durch den chaotischen Verkehr. Menschen, zerbeulte Mercedes und Jeeps, glänzende SUVs, Ziegen, Eselkarren und Motorräder, die sich um keine Regeln kümmern. Man muss nur schauen, dass man mit den Zehen nicht unter irgendwelche Räder kommt. Ein Eselkarren ohne Ladung macht nichts. Man hört auf zu denken, sich Sorgen zu machen. Am Ende des Tages hab ich es geschafft zu frühstücken, Geld zu wechseln im Hinterzimmer einer Bank, ohne Beleg und in Anwesenheit von drei

Zeugen, eine Nagelschere, Mandarinen, Brot und Wasser zu kaufen und meine verfilzten Haare schneiden zu lassen.

Garage Elvehed, sieben Uhr. Riesenberge von Gepäck. Säcke, ein Fahrradrahmen, ein Tisch, Haushaltseinkäufe der Frauen, Decken, eine zerlegte Polsterbank, Plastikcontainer, Farbkübel, noch mehr große Säcke – alles wird auf das Dach der Minivans gepackt. In Atar gibt es heute keine Verbindung mehr nach Ouadane. Der Mann von Salima Voyage telefoniert für mich, um eine Möglichkeit ausfindig zu machen. Ich könnte auch in der Busstation übernachten, am Boden, in meinem Schlafsack. Ich werde zum Abendessen nach Hause eingeladen. Monsieur findet keinen Wagen, aber dafür Madame Zaida aus Ouadane, die gerade in Atar ist und mir ein Zimmer bei ihrer Freundin anbietet.

Hotel Mina. Wärme und Herzlichkeit. Immer ist noch Platz im Schatten, unter dem Zeltdach für eine weitere Person. Immer noch ein Glas Tee übrig. Niemand wird zurückgelassen. Kostbarkeit in der Wüste. Bab Sahara Atar. Ich komme unangemeldet und werde empfangen wie ein lange erwarteter Freund. Ein hellblaues Zimmer mit bunten Teppichen, mit einem blauen Piano und einem Kronleuchter, der gelbes Licht verstreut.

13

Um fünf Uhr früh wieder zusammengepfert auf dem Rücksitz eines Peugeot 505, gemeinsam mit drei anderen Erwachsenen und zwei Kindern. Alle dösen vor sich hin oder sind eingeschlafen. Niemand achtet darauf, als der Fahrer kurz hält, um einen weiteren Passagier auf dem Beifahrersitz einsteigen zu lassen, einen winzigen, alten Mann, gekleidet in seinen blauen boubou. Er grüßt den Fahrer mit salem aleikum. Ich habe diesen Gruß so oft gehört und auch oft genug selbst verwendet, so dass ich, in meinem halbawachen Zustand – eingelullt von der Fahrt durch die Wüstenlandschaft und der weichen, leisen Musik aus dem Radio – leise aleikum es-salaama murmle, mehr an mich selbst gerichtet als an irgendjemand anderen. Der kleine Mann dreht sich überrascht um, bemerkt die Fremde dort hinten und sagt zum Chauffeur: Hey, sie hat aleikum es-salaama gesagt. Dann drehen sich beide zu mir um und lachen.

Nach dem Stop auf halber Strecke, nach umständlichem Aus-, Ein- und Umsteigen sind wir vier nicht gerade dünne Frauen samt

Gepäck auf der Rückbank, wo schon mehrere vollgepackte Schachteln liegen. Zwei Männer, nicht ganz so ungemütlich, auf dem Vordersitz. Die Frauen heben ihre Hinterteile ein Stück, damit die Türen zugeschlagen werden können und dann purzeln wir übereinander und beginnen, uns zu sortieren. Sogar die einheimischen Frauen beschwerten sich und legen Protest ein, ergebnislos. Eine von ihnen ist schwanger. Der Chauffeur ist der Chef. Er ist für uns verantwortlich auf der Strecke, er ist der Kapitän. Auf dem holprigen Stück Straße sind wir nach kurzer Zeit so zusammengeschüttelt wie kleine Kieselsteine in einem Glas. Man denkt nicht mehr und es ist ganz gleichgültig, wo der eigene Körper aufhört und der andere beginnt. Die Frauen lachen und beten.

Chinguetti kurz vor der Dämmerung, über den Oued von der neuen zur alten Stadt hinüber. Ich begegne einem jungen Wanderer aus Wien. Die Straßenlampen flammen auf, die winzigen Kramläden sind geöffnet. Gruppen von jungen Leuten sind unterwegs, lachen, reden. Immer Frauen und Männer getrennt. Die Straßen knöcheltief

Sand, mit Geröll vermischt und festgetreten. Jenseits davon viele tausend Kilometer Sand. Der Wind kühlt, bläst für einen Moment alle Trauer und Zweifel davon.

Für einige Zeit allein in Afrika unterwegs zu sein, verändert eine Europäerin, für immer. Der Horizont wird weiter, eine gewisse Art der Gelassenheit nimmt zu. An der Straße sitzen, mit dem Blick auf den Markt. Alle Worte werden flach, banal. Die stinkenden Lkws, die blitzenden neuen Geländewagen, die Farben und Muster der Melafhas, das Hupen, die arabische Musik, die direkten, neugierigen Blicke, die Marktstände aus Brettern, Stangen, Planen und Fetzen. Der Kopf wird vollkommen leer, man will nie mehr aufstehen. Es ist wie am Meer zu sitzen, wenn die Brandung hereinrollt. Ich weiß nicht, wie lange es dauert, bis man satt ist davon.

Stille Tage in der Wüste und wieder um drei Uhr, in finsterner Nacht aufbrechen. Die Scheinwerfer beleuchten den roten Sand, alles andere ist nur Schwärze. Irgendwo auf der Strecke verlässt der Wagen die Fahrspur und kreuzt quer durch Büsche und Felsfelder, im Schrittempo, in Slalomlinien und Dreiviertelkreisen, auf der Suche nach einem Zeltlager. Es dauert lange. Die Männer suchen

mit ihren Taschenlampen den Boden ab nach Reifenspuren und machen sich zu Fuß auf. Nach einer dreiviertel Stunde steigen zwei Frauen zu. Gepäck wird verladen. Kisten, aus denen es meckert. Der Wagen springt nicht an. Etwas am Amaturenbrett blinkt rot. Bis wir nach eindringlichen Diskussionen zurück auf der Piste sind, halb zwischen Ouadane und Chinguetti, ist es fast sechs.

Kamele queren. Am Horizont abgehoben von der Nacht ein halbtransparenter, heller Dunst, erst nur wie Spinnweben. Dann statt der Schwärze eine undurchdringliche, milchweiße Welt. In die eine Richtung sind es über fünfhundert Kilometer bis zum Meer mit ein, zwei kleinen Städten auf dem Weg, in die andere Richtung tausend, zweitausend Kilometer bis weit nach Mali und Algerien hinein. Im Norden die Westsahara.

Ich muss geschlafen haben. Alles ist voll rotem Sand. Die Sitze, unsere Kleidung, das Gepäck, die Fensterscheiben. Der Fahrer hat die Tür an meiner Seite geöffnet und fragt, wie es mir geht. Très bien, merci. Tout est parfait. Alle lachen. Ich bin hellwach und entrückt. Der Fahrzeugwechsel in Atar funktioniert reibungslos, ausser dass sich die Schiebetür des Minivan nicht schließen lässt. Es wird mit Hämmerchen und Stangen gearbeitet. Alles wird pragmatisch angegangen. Zu dritt auf der Hinterbank, mit viel freiem Fußraum rauschen wir im späten Morgenlicht das Adrar Hochland hinunter.

Ich erinnere mich. Als der drei Kilometer lange train de fer bei NDB in die Station einfuhr und ich vorsichtig vom offenen Eisenerzwaggon herunterkletterte, beobachtete mich ein gendarme und kam langsam näher, cool, easy, die Hände in den Taschen. Good morning! How was the journey? Während er geduldig wartete, bis ich meine schwarzen Hände mit einem Rest Wasser gereinigt und meinen Ausweis herausgefischt hatte, wiederholte er: Welcome. You are very welcome in my country.

Lost traveller, fallen in the hands of bandits. Seit Tagen liegt eine undurchdringliche, schmutzigweiße Schicht über allem, ein zäher Schlamm, der alles erstickt. Monsieur Le Fleur, der ungebetene, unsägliche Mahmud in Choum, der respektlose, ungehobelte

Journalist in NDB, die sinnlose Fahrt in den Süden und zurück in Staub und Hitze.

Ich will nichts anderes als ein paar ruhige Tage in einer Hütte am Meer verbringen. Der Besitzer einer verlassenen Wüstenherberge kennt ein Camp im Süden. Wir vereinbaren, dass er mich im sept-place dorthin begleitet als mein guide für einen Tag. Das Camp ist abgelegen, ich soll nicht stranden in einer Mosquitohölle, ohne Wasser und ohne ein Wort Hassanya.

Am vereinbarten Tag taucht er mit einem privaten Wagen und Fahrer am Treffpunkt auf. Nach der letzten Stadt vor der Grenze kurven wir durch die atemberaubend schöne Landschaft des Senegaldeltas. Ich bin am Verdursten und Verhungern nach der Farbe Grün, nach Wasser im Überfluss. Die einzige Schwierigkeit ist, dass der Fahrer den Weg nicht mehr weiß. Erst ist das Camp noch fünf, dann sieben bis zehn, dann fünfunddreissig Kilometer vom nächsten Dorf entfernt, dann weiß überhaupt niemand mehr etwas davon. Die Situation scheint unklar zu werden und die Stimmung seltsam.

Als an einem der check-points, die an den unerwartetsten Ecken auftauchen, der Polizist nach unserem Woher und Wohin fragt, ist es sein unbeschreiblicher, unbezahlbarer Blick auf mich – neugierig, amüsiert, eine Spur abschätzend aber auch wohlwollend – der mich auf der Stelle verstehen lässt. Nach einigem Hin und Her in Französisch und Arabisch entscheide ich, das Abenteuer abzusagen. Auf der Rückfahrt platzt ein Reifen und wir sitzen für die nächsten Stunden unter einem Baum im Schatten, bis ein Mechaniker den Ersatzreifen bringt. Später, als wir uns freundlich verabschieden, bleibt kein ungutes, unzufriedenes Gefühl. Jeder konnte sein Gesicht wahren. Das ist das Wichtigste. Monsieur Le Fleur sagt mit einem komisch-verzweifelten Lächeln: Verdammt, ich wusste es. Mit Europäern muss man sehr direkt sein.

Die Mauretanier sind traditionell Nomaden, Wüstenleute, sie haben nichts zu tun mit dem Meer. Die Wüste ist voller Möglichkeiten, die Strände sind verlassen. Auch die wenigen Siedlungen an der Küste liegen dem Land zugewandt, mit dem Rücken zum Meer. Was also um Himmels willen sucht eine alte Weiße am Wasser, wenn nicht eine ganz besondere Form von Gesellschaft.

Unwissentlich habe ich bestimmte Codes benutzt, um nach einem jungen Begleiter für einige Tage zu fragen. Ruhige Tage am Strand leben, nichts tun, nur entspannen, die Zeit genießen, es gut haben, ausruhen. Relax, just relax. Die Codes wurden im Gespräch immer wiederholt, um sicher zu gehen, dass alles richtig verstanden wurde. Mein sehr begrenztes Französisch war wohl auch nicht hilfreich. So hatte jemand den Eindruck, ich sei eine potentielle Kundin. Obwohl man doch denken könnte, dass die Ladies eher per Flugzeug anreisen und in guten Hotels absteigen statt zweitausend Kilometer durch Staub und Sand zu schlingern und schmutzig und erschöpft neben anderen afrikanischen Reisenden in den Schlaf zu fallen.

Sobald wir einen Schritt aus unserer Komfortzone tun, sind wir unmittelbar mit den eigenen Begrenzungen konfrontiert, die uns direkt in unsere unerlöste Vergangenheit führen, in die eigenen Schwächen, Selbsttäuschungen, Verhaltensmuster und Unsicherheiten. Was waren meine Angriffsflächen! Meine persönlichen Grenzen nicht klar und deutlich festzulegen. Und wenn doch, dann zu zögernd und langsam. Anderen zu erlauben, in meinen persönlichen Raum einzudringen. Mit einem uneindeutigen und leicht mißzuverstehenden Verständnis von Toleranz gelang es mir immer wieder, mich in ungemütliche Situationen hineinzumanövrieren. Im Westen Afrikas, wo sich der Islam mit vorislamischen afrikanischen Traditionen vermischt und seine eigene Form und Charakteristik entwickelt hat, sind die innewohnenden, jahrhundertealten, kulturellen Feinheiten und Nuancen für eine Fremde nicht immer durchschaubar.

17

In einer staubigen, gelben Wüstenstadt, im einzigen westlich und modern anmutenden Café, mitten unter Gruppen junger Frauen und Paaren. An der Theke begrüßt eine beeindruckende Erscheinung, ein mauretanischer Mann im blauen Darrah andere Gäste und unterhält sich mit dem Besitzer, einem Rumänen. Wie verschlägt es Menschen an was für seltsame Orte. Als er mich fragt, ob er an meinem Tisch Platz nehmen darf, bejahe ich und wir unterhalten uns über das Woher und Wohin, über seine Zeit in Frankreich und über klassische Musik. Er ist Journalist bei einer überregionalen Zeitung, gibt mir Artikel mit seinem Namen und Foto und seinen

Ausweis und schlägt vor, mir in seinem Wagen die Stadt und den Hafen zu zeigen.

Ein paar Minuten ausserhalb der Stadt stoppt er an einem müllübersäten Strand nahe einer aufgelassenen, verrottenden Fabrik und beginnt, ohne mich auch nur einmal anzusehen, arabische Liebesgedichte zu rezitieren. Und er tut das exzellent. Das kommt so überfallsartig und unerwartet, dass ich außerstande bin, zu reagieren. Die Worte treffen mich unmittelbar. Mein Versuch, keine Emotion zu zeigen, ist nutzlos. Es hat seinen seinen guten Grund, dass nahöstliche Lyrik seit Jahrhunderten zum unveräußerlichen kostbaren Erbe der menschlichen Spezies gehört. Im gleichen Augenblick bin ich bis ins Innerste beleidigt und gedemütigt. Das ist so heimtückisch und unpassend. Zweimal fragt er mich, ob ich in die Stadt zurück möchte. Nein, nein, es ist schon in Ordnung. Es dauert einige Minuten, bis ich wieder zu mir komme und ihn auffordere, weiterzufahren. Wir sagen höflich und kühl adieu, wieder geht es darum, sein Gesicht zu wahren. Wie wichtig das hier ist: Das Gesicht wahren, das Ansehen, die Würde. Natürlich war ich weder die erste noch die letzte europäische Touristin, der das Vergnügen seiner Performance zuteil wurde. Was war sein Gewinn? Mir – und indirekt meinem imaginären Ehemann – seine Verachtung für die westliche Kultur zu zeigen? Schaut, was ich mit euren Frauen tun kann? War er fasziniert von den vermutlich oft ähnlichen Reaktionen der verschiedenen Frauen? Ein Spiel?

18

Schließlich verstand ich das Konzept des Niemandslands. Es gibt Regionen in unserer inneren Landschaft, die wir vor langer Zeit verlassen haben, aus den unterschiedlichsten Gründen. Wir haben uns zurückgezogen, sind geflohen, haben den Platz Banditen, Piraten und Landstreichern überlassen. Ein wildes Stück Land, vernachlässigt. Doch noch gehört es uns und wir sind verantwortlich dafür. Jeder kennt solche Gegenden. Wir sind uns ihrer mehr oder weniger bewusst, wollen aber vielleicht nicht so genau hinschauen. In unserer vertrauten Umgebung, in den täglichen Routinen kommen wir gut zurecht damit. In der Fremde kennzeichnen sie unsere Schwächen und Verletzlichkeiten. Fairness darf man nicht erwarten. Alles ist eine Frage der Verhandlung. Niemand betrügt, aber wenn man sich seiner selbst nicht absolut sicher ist, im Klaren über die eigenen Intentionen und was einen antreibt, dann wird

genau das auftauchen. Jeder Moment der Schwäche hat seinen Preis. Alle inneren Zwiespältigkeiten werden erbarmungslos sichtbar und haben unmittelbare Konsequenzen. Wo ist dein Angelpunkt, der Punkt, an dem die Welt plötzlich kippt, unvorhersehbar.

Ich fliehe Hals über Kopf über die Grenze nach Marokko. Ich wünschte, ich wäre mutiger, selbstsicherer gewesen. Smile, please smile. Zwei Jungen, vielleicht zehn und zwölf, warten mit mir bei den garages. Wir warten. Die anderen Wartenden haben sich inzwischen verlaufen. Auf Nachfrage heißt es, der Chauffeur kommt gleich, es kann nicht mehr lange dauern. Ich kaue an einem zähen croissant herum und als ich die Blicke meiner Mitpassagiere sehe, hole ich in der boulangerie nebenan noch einen Sack voll. Der Jüngere lehnt respektvoll ab. Erst nachdem ich seinem Bruder – ich nehme an, es sind Brüder oder Cousins – welche angeboten habe, greift er auch zu. Irgendwann dämmere ich in der Mittagshitze allein vor mich hin. Gegen vier mache ich mich auf den Weg, stadtauswärts. Vielleicht hält ja ein Wagen und nimmt mich mit zur Überlandbusstation mitten im Nirgendwo. Jemand hupt. Die beiden Kinder haben einen privaten Wagen organisiert und lesen mich auf. Während ich schon auf dem Weg in die - wenn auch fragwürdige - Freiheit bin, werden sie an der Grenze herausgefischt für ein eingehendes Interview. Sie sind aus Guinea und wollen zu ihrer Tante nach Marokko. Die Beamten zweifeln an der Existenz der Tante, aber schließlich dürfen sie wohl auch gehen.

19

Marokko. Die Touristen im Backpackerhotel grüssen einander nicht. Es gibt alles zu kaufen. Was es alles für Sachen gibt. Socken. Unterhosen. Sonnenbrillen. Comics auf Arabisch. Sträucher mit gelben und rosa Blüten. Ampeln, die die Dauer der Grünphase in Sekunden anzeigen. Die Männer am Straßenrand pinkeln im Stehen. Nach den vormittäglichen Gebeten und Gesängen in den mauretanischen Autoradios, dem Singsang und Gemurmeln der Männer im Bus wieder das grelle, laute Lachen, die kreischenden Frauenstimmen, das entnervende, zornige, fordernde Plärren der kleinen Jungen. Aber auch die grünen Hügel von Guelmin nach Sidi Ifni, die Stadt abends an den Berg geschmiegt, der gelbe Vollmond, zwei junge Mädchen in Melafhas, die mir zu trinken anbieten. Es ist stockdunkel und ich weiß noch immer nicht, wohin.

Erst jetzt, im Vergleich wird mir bewusst, wie still Mauri war, wie leise, langsam und gelassen die Menschen. An meiner Unruhe und Verlorenheit hat sich nichts geändert. Die Fragen sind nur tiefer geworden, essentieller, die Ungeduld und Ruhelosigkeit stärker. Ich weiß buchstäblich nicht, wer ich bin. Wo war ich, bevor ich hier inkarnierte. Wie lange bin ich schon hier. Was war meine Schwäche. Trauer und Verlust. Hilflosigkeit, Desorientierung. Good bye, so many good byes, warum bricht das Herz so leicht.

Möglich, dass die Trauer- und Verzweiflungsanfälle, die Passagen tiefer Depression nichts mit mir persönlich zu tun haben. Sie sind immer zeitlich beschränkt, immer ohne äußeren Grund und ereignen sich meistens morgens, unmittelbar nach dem Aufwachen. Dunkle, überschattete Wegstrecken. Ich wate durch ein Tal, überflutet von schwarzem Schlamm, der mich hinunterzuziehen droht. Ich will mich verkriechen, sterben und aufhören zu existieren. Möglich, dass es künstlich induzierte Zustände sind. Möglich, dass die Schuldgefühle, die Selbstverurteilung, Selbstverachtung, deren Ursachen ich immer in einer sehr weit zurückliegenden Vergangenheit vermutet habe, gar nichts mit mir zu tun haben. Dass, was immer ich als karmische Last, als noch ungelöste Verstrickungen, als unverheilte Wunden und verletzte Beziehungen voller Missverständnisse und Ressentiments angesehen habe, gar nicht zu mir gehört, gar nicht Teil meiner Geschichte ist. Ich kann diese Atmosphäre, in die ich unvermittelt eintauche, wahrnehmen und beobachten like a dense, dark entity. A shadow like a huge bird that has always been around me. Durch das Dickicht der Illusionen. Was ist real. Eine Beobachterin, von weit. No place to hide. Nowhere to go but the heart. Everything is upside-down, twisted, distorted, fake. Eiskalt. Welche Phantasie hat sich in meinem Kopf etabliert, was für ein Wahn. You don't need me. You don't want me. Don't you know, if I started talking to you, I wouldn't know how to stop?

Der letzte Raumhafen vor der Grenze. Ab hier nur mehr freies Land, ohne Sicherheiten, Garantien. Ich bin allein gegangen. Wieder. Es ist wie damals, als ich allein zu dieser Mission auf diesem Planeten aufgebrochen bin. Erde. Die Ankunft ein Schock,

von dem ich mich noch immer nicht erholt habe. Noch immer aus der Balance. Mit diesem Ausmaß an Kälte, Härte, Grausamkeit habe ich nicht gerechnet. Es scheint alltäglich zu sein. Niemand bemerkt etwas. So zerbrechlich und ungeschützt. Mich haben immer nur die Wörter gehalten und bewahrt vorm Fallen ins Bodenlose.

Vermutlich ist Westafrika unter den Reisenden nur ein Mythos. The road less traveled. Der Taxifahrer überredet mich um sechs Uhr früh, zur Garage Rosso zu fahren statt zum Carrefour Madrid. Ein einziger Wagen steht da. Schwarze Fensterscheiben, Dieselgestank und Aftershave. Bei keiner Kontrolle wird die Fremde hinten im Wagen entdeckt. Es ist der kaputtteste Wagen, in dem ich bisher gesessen bin, und es ist die schlimmste Straße. Der gebrochene Asphalt ist nur einspurig befahrbar. Wir holpern teils auf dem Sandstreifen, teils auf einer noch nicht asphaltierten, buckligen neuen Trasse. Es ist ein Manövrieren zwischen rissigen, aufgewölbten Asphaltbrocken und ausgefahrenen Rinnen. Alles ist voll feinem Sand. Tief ockerfarbener Sand. Kamele fressen Blätter von Bäumen. Zeltlager und gemauerte Hütten in den hellen Dünen. Wasserspeicher, Akazien. Senegal. Rinder! Weiße Rinder!

GUDRUN TUULIA

DIE ERDE IST EIN BEFREMDLICHER ORT. AFRIKA 1



22

Saint-Louis, Dakar

St. Louis ist ein Moloch aus Verkehr, Abgasen, Sperrmüll, Schutt und Plastik. Schlammige Viertel voller Abfall und Ziegen direkt am Meer. Das historische Zentrum mit ein paar Hotels und Bars wirkt wie eine Filmkulisse. Ein kleiner Talibé, keine fünf Jahre alt, klammert sich an mein Hemd und ich schlepe ihn durch die halbe Stadt, bevor ich endlich Kleingeld auftreibe. Der gardien einer Bank begleitet mich auf den Markt zu einem heillos überfüllten Laden. Geschrei und Gedränge, Geschiebe. Neben der KassiererIn sitzt eine Geldwechslerin, die mir aus ihrer Handtasche heraus Euro-Scheine wechselt.

Black ibis, cormoran africain und Wasserlilien. Big black men in makellos weißen Darrahs, die es nicht kümmert, wenn ihre schwarzen SUVs einen Berg von aufgetürmten Waren niederreißen in den engen Gassen. Pharmacies an jeder zweiten Ecke, glitzernde Schaufenster, gut gefüllte Regale mit buntfarbigen Produkten, die sich niemand leisten kann. Café Touba, im Stehen getrunken bei einem fahrenden Händler. Ein paar freundliche Worte. Zwiebeln, Süßkartoffeln, Melonen. Die Straßenmärkte gehen über von Melonen. Bananen. Aber man kann nicht immer Bananen essen. Am Strand grillt jemand Fisch. Wir essen ihn ohne Öl, Butter, Zitrone oder Salz.

Die verrottenden Müllhaufen, kilometerlang verstreut über den Strand, überall entlang des Wassers – und es ist viel Wasser in St. Louis, die Fischerviertel sind zu Tode deprimierend. Warum lassen sich die Menschen das bieten von ihren korrupten Regierungen und Verwaltungen. Eine naive Frage einer verwöhnten Weißen, vermutlich. Wie lange dauert es, bis man das nicht mehr sieht. Sie sehen es nicht oder nicht mehr. So wie in Europa auch. Man sieht die hundertachzig Regalmeter überteuerten, wertlosen Müll in den Einkaufstempeln nicht mehr, für den man vierzig Jahre lang aufsteht am Morgen mit saurem Gesicht, um aufs Fließband zu springen. Man sieht die eiskalten Mienen nicht mehr. Sollte je ein integrierter afrikanischer Politiker an die Regierung kommen – und

davon hat es einige gegeben im Laufe der Zeit – und Gesetze im Sinne der Menschen entwerfen wollen, wird er nicht lange überleben. Ein gesteuerter Putsch, ein Attentat, mysteriöser Unfall, ein plötzlicher Herzinfarkt – und die Konzerngewinne steigen wieder. Was bedeuten schon zwei oder drei Milliarden mehr, wenn man schon vierzig besitzt. Ein teuflisches, sich selbst immer wieder erneuerndes Instrument der Auslöschung, der Zerstörung.

Die Fischer auf Hydrobase bleiben in ihren Pirogen zehn Tage lang auf dem offenen Meer, um die teuren Fische zu fangen. Das kleine Boot ist voll mit Männern, die hier schlafen und essen, mit Wasser, Proviant und einem großen, mit Styropor isolierten Eisbehälter für den Fang. Einer hält immer Wache. Der junge Sohn des Nachbarn ist gestorben in den Wellen. Im Garten der Auberge wird die Abschiedszeremonie gehalten, die ganze Nacht hindurch, mit Gesängen und Gebeten.

Saint-Louis ist faszinierend in ihrer Hässlichkeit, ihrem Trotz und ihrer Widerstandskraft. Sie macht süchtig. Man will nicht bleiben, kann sie aber auch nicht verlassen. Für einen Blick, der es nicht so genau nimmt, ist nur die fremde Schönheit des trägen, grünen Wassers sichtbar, das sich unter dem Pont Faidherbe auf die Mündung zubewegt und die palmen- und minarettgesäumten Quais. Ich kaufe winzige Bananen, Datteln und Kolanüsse. Neben mir wird einem Huhn mit einem scharfen Messer der Kopf abgeschnitten. Kinder spielen im stinkenden Wasser, eine junge Frau mit Mappe und Notebook unterm Arm balanciert in gelben Plüschpantoffeln durch die Pfützen und den Müll. Ich steige über junge Männer, die am Fahrbahnrand unter Fetzen liegen. Unter der Brücke der aufgerissene Kadaver eines Lamms, das zu Tode gestürzt ist. Ich kaufe Baguette mit Zwiebelsauce und Bohnen. Die Geier kreisen.

Durch den Schmutz und die Vernachlässigung der Städte watend, drängt sich ein Bild auf eines über Jahrzehnte misshandelten, schwer traumatisierten Kindes, das wider alle Wahrscheinlichkeit überlebt hat. Nie sind die furchtbaren Wunden in ihrem ganzen Umfang gesehen worden. Das Leiden benannt, gewürdigt, ein Heilungs- oder zumindest ein Vernarbungsprozess initiiert worden. Nur Ausflüchte, Alibihandlungen und Scheinheiligkeit seitens der Täter, nur Verleugnen und oberflächliches Glätten. Die Verletzungen aus mehr als vierhundert Jahren Sklaverei sind noch immer täglich

präsent. Vierhundert Jahre lang und länger Millionen Menschen gefoltert und grausam getötet, gehandelt wie lebloses Material. Vieh wird von seinem Besitzer immerhin so gehalten, dass es nicht an Wert verliert. Jedes Stück hat seinen Preis. Nicht so Sklaven. Es gibt sie in Überfülle, sie sind billig und der Nachschub an Material aus dem Landesinneren scheint unerschöpflich. Die Schlächtereien des belgischen Psychopathen, der sich König nannte. Nie in seiner ganzen unaussprechlichen Entsetzlichkeit in das allgemeine Bewusstsein gedrungen. In seiner Dimension vielleicht nur der katholischen Inquisition zur Seite zu stellen, dem Holocaust vielleicht, der Ausrottung der Indigenen weltweit. Doch was Leid angeht, ist jeder Vergleich illegitim.

Ich trinke meinen zweiten Espresso im Hotel de la Poste in Saint-Louis und eine tödliche Kälte legt sich über die angenehm beschattete Terrasse. Ich wechsele einen Blick mit dem Souvenirverkäufer auf der anderen Straßenseite und schaue durch ihn hindurch auf eine endlos scheinende Ebene aus Schmerz und Tränen und dahinter nur Schwärze. Es ist für die Herrschaftsklasse an der Zeit, die Konsequenzen zu tragen.

25

Um sieben ist noch Dämmerung und es ist kühl. Am Taxiplatz kauft mir der Chauffeur einen Café Touba. Ein fast voller Wagen wartet am gare routière. Der Fahrer dirigiert mich samt zwei zarten Italienerinnen nach hinten auf einen Gepäckberg und ich denke: der Tag beginnt gut. Ab halbzehn wird es heiß. Sehr heiß. Man sitzt im sept-place eingezwängt auf der hinteren Bank, über dem Radkasten, mit angezogenen Füßen und hat noch die Jacke an vom Morgen. Jede Bewegung muss zu dritt koordiniert werden. Die Straßenverkäufer bieten Orangen und Wasser an, aber es ist zu anstrengend, den Arm zu bewegen. Man sitzt auf der Seite, wo die Sonne hereinbrennt. Die letzten eineinhalb Stunden im Schrittempo durch die verstopften Straßen nach Dakar hinein.

The Ancient Baobab Tree. Nach vier Stunden Herumirren in den Gassen von Medina suche ich Zuflucht bei BPTG. Boulangerie Pâtisserie Traiteur Glacier. Draußen bietet ein Verkäufer einen Käfig voller kleiner, grauer Vögel an. Am Rond Point südlich vom Embassade, an der Voie de Degagement Nord, unter der Stadtautobahn-Brücke wieder die weißen Rinder, knochig, mit

breiten Hörnern, wie eine Erscheinung. Es ist mir nicht bewusst, dass ich seit zehn Stunden unterwegs bin, kreuz und quer durch die Stadt, abwechselnd zu Fuß oder mit den buntbemalten, vollgepackten Bussen, hop-on-hop-off ohne zu wissen, zu welchem Ziel, nur in die ungefähre Richtung meines Zuhause, von Plateau nach Norden. Man sitzt Haut an Haut, aneinandergedrängt. Ich staune über die gegenseitige Rücksichtnahme, die Höflichkeit, die Freundlichkeit unter den Passagieren. Der Billeteur sitzt in einem eisernen Käfig beim hinteren Ausstieg. Sein Helfer hängt außen am Wagen auf der Leiter, mit deren Hilfe sonst das Gepäck auf das Dach gehievt wird. Er schreit ununterbrochen die Destination aus und schlägt mit einer kleinen Stange oder einer Münze auf die Karrosserie, wenn einer zu- oder aussteigen will. Das ist ständig. Viel mehr als eine grob lackierte Karrosserie ist ohnehin nicht vorhanden, hinter der Fahrerkabine. Das ganze im Schrittempo, mit vielen Aufenthalten. Eine kurze Fahrt kostet hundert Cfa, das ist der sechskommafünfte Teil eines Euros.

26

Im Wartesaal am Hafen kippt die Zeit. Die Geräuschkulisse aus laufendem Fernseher, Telefongesprächen, dem Klappern hinter der Cafeteria-Theke, halblauten Gesprächen, den Kommandos der guards und officers, der Musik aus den Lautsprechern, aus vereinzelt lauten Rufen, dem Lärm der Maschinen, alles zusammengehalten von einem hohen, metallischen Summen im Hintergrund – lässt mich wieder in Trance fallen. Der Fokus verrückt, der Blick nach innen.

Alle halben Stunden kommen die Touristenboote von der Île de Gorée herüber und werden entladen. Der Mond liegt schräg und blass in der Dämmerung. Möwen tauchen tief über das Deck, als wollten sie das Boot in Besitz nehmen. Hafenlichter flackern unruhig über das Wasser. Die Kräne stehen plötzlich in der Szenerie wie roboterhafte Wesen, urzeitliche Tiere. Ich sitze vor einer riesigen Glasfront mit geschlossenen Türen. So war es in der Wartehalle, in der sich die Seelen auf dem Weg zu ihren neuen Inkarnationen versammeln. Reisende, die schon eingeeckelt haben. Ziel, Aufgaben, Zeitplan sind im großen Rahmen festgelegt. Sie warten nur mehr auf die Überfahrt. Die Geräusche aus der Welt dringen herüber. Sie betreffen uns noch nicht. Sie sind wie eine fremde

Brandung, die unaufhörlich an die Felsen schlägt. Die Menschen, die Geschehnisse drüben sind wie Schatten, wie ein Spiegelbild, ohne Substanz und in diese Schattenwelt, Spiegelwelt begeben sich mich wissentlich. Die Abfahrt rückt näher und ich fühle, wie ich unsichtbar werde. Die Leute schauen durch mich hindurch. Ich bin so gut wie nicht vorhanden. Es wird dunkel, der Lärm ist ohrenbetäubend. Ich bin nur mehr Essenz. Wir sind wenige an diesem Gate. Viele gehen unwissend. Sie werden gezogen und folgen blind.

Auf welchem Planeten bin ich gelandet? Das achtzehnte Jahrhundert kracht frontal auf das zwanzigste. Das sechzehnte auf das einundzwanzigste. Plötzlich ist die Stimmung gereizt, es ist entsetzlich schwül, dann stirbt der Bus ab. An einem windigen Tag in Yoff sind Meer und Himmel nur ein schwaches Anthrazit, kaum unterscheidbar. Knochige, entkräftete Hunde, die nicht einmal den Kopf heben, wenn man beinahe über sie fällt. The carriage horses incredibly exhausted and sad. Niemand, ob Franzosen oder Afrikaner, hat Verständnis oder Sympathie für Mauretanien. Nur Abneigung, Verurteilung. Ein islamisches Land. Guinea mögen sie auch nicht.

Später, nach einem missglückten Abstecher an den Indischen Ozean, bin ich zurück in Dakar. Einmal durch die Immigration, habe ich innerhalb von fünf Minuten Geld gewechselt und sitze, begleitet von viel Gelächter, mit dem richtigen Ticket im richtigen Bus. Wieder die Herzlichkeit, die Offenheit ohne Vorbehalte, ohne Hintergedanken und Angst. Ohne diese allem zugrundeliegende, alles durchdringende europäische Anspannung und Lebensangst. Wieder die Hitze. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich schon hier bin. Ich war immer schon hier. Ich war immer schon. Alles Nutzlose fällt ab. Pferdekarren, verrostete, klappernde Bustüren, die nicht schließen, junge Hunde, die im Sand spielen, schwarze Ziegen, die im Schatten meditieren. Der Staub, der weiße Dunst, die mickrigen Obststände. Eine Frau, die im Bus ein langes, eintöniges Lied singt, die Ticketverkäuferin hinter ihrem Gitter, das riesige Reserverad, das im Gang zwischen den Sitzreihen befestigt ist, mit dünner Schnur. Der Respekt und die Freundlichkeit, die älteren und alten Frauen entgegengebracht werden. Die atemberaubende, tiefe Schönheit der Frauen jeden Alters. Die entspannte Haltung und

Eleganz der Menschen, das Atmen so leicht. Der intensive Duft der Blüten, die Vögel, magere streunende Katzen. Es macht nichts, dass die Straßen verstopft sind und der Bus im Stau steht, dass muslimische Gebetsgesänge und afrikanische Rhythmen quer durcheinander aus allen Autoradios und Lautsprechern dröhnen. Es macht nichts, dass es heiss ist und alles klebt. Auf dem zerrissenen, löchrigen Schaumstoff eingezwängt, ist immer noch Platz für noch jemanden und jeder wird freundlich willkommen geheissen. Die Haltestange ist an einem Ende lose, bei jeder Bremsung purzeln die Leute auf den Stehplätzen übereinander und nehmen die Stange mit sich. Sie bleiben rücksichtsvoll und guter Laune.

Obwohl Europa seit Jahrzehnten meint, seinen Abfall nach Afrika verschiffen zu müssen – alte Schuhe, schlechten Diesel, Gebisse, kaputte Elektrogeräte, unbrauchbares Werkzeug – und China die Märkte mit billigem Plastik überschwemmt, kann nichts die Schönheit des Gesamtbildes unterdrücken. Ich musste wiederkommen, um zu schauen, ob alles noch da ist: das Meer mit den Surferwellen bei Viviers, das Lächeln, die ministerbirds. Ich stehe mit dem Rücken zum Meer, um meinen Schal festzubinden und bemerke nicht, dass eine große Welle hereinrollt. In der Nähe schreien und lachen Kinder, um mich zu warnen.

Ich bemerke nichts und alles endet mit noch mehr Geschrei und Gelächter und nassen Füßen und Schuhen meinerseits. Ein Teenager springt ins Wasser und holt meine Tasche zurück, in der zum Glück nur Hut, Wasser und Beignets sind.

Im Nobelviertel von Dar es Salaam führte eine junge, schwarze Frau in weißer Spitzenschürze und Häubchen drei weiße, frisierte Pudel an der Leine spazieren wie in einem schlechten Südstaatenfilm. Ein Bild, undenkbar in Dakar. Ich idealisiere und romantisierere. Ich bin nie verhungert in einem sudanesischen Flüchtlingslager gesessen. Nie, von Malaria geschüttelt, in einer feuchten Hütte gelegen ohne Aussicht, in die nächste Stadt zu einem Doktor zu kommen. Ich stehe nicht jeden Tag an der vierspurigen Autostraße und versuche, einen leuchtenden Globus zu verkaufen. Bin nie gezwungen worden, tagein, tagaus um ein paar Centimes zu betteln für die Koranschule, in die mich die weit entfernten Eltern als Dreijährigen gesteckt haben. Ich sitze am Wasser, bestelle café au lait, omelette und den zweiten jus de

bouye und versuche, etwas zu sehen in weit entfernter Vergangenheit. Ich bin wie blind. Sehe und sehe nicht, verstehe und verstehe nicht.

Es gibt auch hier schlechte Tage, an denen Schmutz, Gestank und Apathie auf allem liegt. An denen ein ungesunder Wind geht, der noch mehr Gift und Bedrückung in die Stadt weht. Vielleicht ist es heute auch nur wegen der ständig kreischenden Autoalarmanlagen und der unsäglichen Kirchenglocken von St. Joseph, die mich wecken. An solchen Tagen ist die Luft in der Stadt erstickend und die dicke, schwarze Schicht aus Staub, Sand, Abgasen, Öl und Schlamm ist so ekelerregend, dass man zögert, irgendwo hinzutreten. Man muss in der Nähe des Wassers bleiben und sich so kräftesparend wie möglich bewegen, um überhaupt atmen zu können. Am besten, man flüchtet auf die Terrasse des Chez Fatou in Almadies, wo die großen Wellen hereinrollen. Meine Augen brennen. Das Denken hört auf. Die Zeit hört auf. Ich möchte mich auf und davonmachen mit einem Boot. An solchen Tagen ist Dakar ein Moloch, ein Baal, ein fressendes Monster. Alle sind müde und ausgedörrt vom Gift. Ich verstecke mich in meinem wollenen Tuch, das ein Minimum an Schutz bietet. Meine Wohnung, mein Haus.

29

Es ist nur die Sicht einer verwahrlosten, innerlich ausgehungerten und rastlosen Touristin. Was für ein irrwitziges Bedürfnis treibt mich um in diesen Gegenden. Die Suche nach Heilung? Auf Wanderungen durch die Wüste? Frauen in Ketten, wundgescheuert, ausgetrocknet, erschöpft, wenige Überlebende eines Massakers? Abgeschlagene Köpfe, mit einem einzigen Hieb, rollen in den Sand. Wenn sich eine Gelegenheit zur Flucht ergäbe. Dann riecht es nach Zimt und Vanille, nach gebrannten Erdnüssen. Nach Thiarouye. Ich wünschte, die dunklen Arme neben mir hielten mich fest und schützten mich. Aber ich bin allein, weiß und fremd. Der Chauffeur weckt mich an der Endstation mit einem besorgten *ça va*? Meine Tasche, mein Schal und meine Jacke, es ist alles noch da.

Verehrtes Komitee, es ist entsetzlich hier. Diejenigen, die nun einmal hier sind, machen weiter, schleppen sich gebeugt und wortlos dahin. Einige spielen den Clown, um die Schrecken in Bann

zu halten. Andere stellen sich tot von Anfang an. Man kommt hier an und verfängt sich gleich in den klebrigen Netzen.

Nestlé verkauft allein in Westafrika täglich hundert Millionen Suppenwürfel. In Guinea steht an jeder Imbisshütte, an der baguette mit gebratenem Ei verkauft wird, ein großer Kübel industriell produzierte Mayonnaise. Und Choc'ó Pain, minderwertiges Fett mit viel Zucker und Schokoladegeschmack. Schock und Schmerz. Der riesige Kontinent ist übersät mit kleinen Plastiksäckchen, in die eisgekühltes Wasser, portionsweise löslicher Kaffee oder billiger Alkohol verpackt sind. Wer kennt die mythisch

klingenden Namen wie Vitol, Glencore, Cargill und Trafigura. Addax, Oryx, Mercuria, Gunvor und Litasco. Xstrata, Nyrstar. Es sind Bergbaukonzerne, Rohstoffgroßhändler und Produzenten von tödlichen Treibstoffen. Billig produziert und teuer verkauft durch das eigene umfangreiche Netzwerk an Tankstellen, aber verborgen hinter anderen Namen und Bezeichnungen. Sie sind verschwiegen und öffentlichkeitsscheu. Sie plündern und brandschatzen den Kontinent mit beispielloser Grausamkeit. Kindersklaven graben nach Gold in Burkina Faso, nach Kobalt und Coltan im Kongo. In den Wohnvierteln von Abidjan wird bedenkenlos Giftmüll und Ölschlamm entsorgt. Der Jangwani in Dar es Salaam zieht eine viele Kilometer lange Schneise aus hochgiftigem Abwasser und verfaulendem Müll quer durch die Stadt, die Ufer dicht besiedelt von der vertriebenen Landbevölkerung. Niemanden kümmert es. Wo käme man da hin. Diese reiche, weiße Welt ist durch und durch korrupt und kaputt, letzten Endes nicht zu retten. Eine Welt der Unruhe, Getriebenheit, der Hetzerei. Neurotisch bis ins letzte Detail. Fäulniszerfressen. Todesbesessen.

30

Ich bin so müde und so wach zugleich. Die kargen Frühstücke im Sophia in Dar, der starke schwarze Kaffee im fünften Stock über den Straßen von Dakar. Immer dieselbe, immer auf der Flucht. Immer mehr Länder schließen ihre Grenzen. Zwei Jahre lang Krieg, der uns nur noch nicht in allen seinen Auswirkungen erreicht hat. Wird diese Müdigkeit je aufhören. Die schönen, geprägten Motive auf den Pflastersteinen. Baobab, Löwe, Lilie, Sonne und Kristall. Ich nehme Abschied von Dakar. Es ist eine gute Gelegenheit, jetzt wo die dicke Schweizer Vermieterin unfreundlich und herablassend war und das

Sandwich im Pressecafé altbacken und kalt. Es gab eine Überschwemmung in meinem Zimmer wegen eines Rohrbruchs und Internet gibt es nicht mehr wegen der Bauarbeiten im Haus. Die Stadt ist in gelben Dunst gehüllt. Die untergehende Sonne grüßt mich und die Dakar Skyline, die aussieht, als hätte ein Kind Bausteine aus rohem Material wild aufeinander getürmt, die zerzausten Palmen und knorrigen Baobabs, alles leuchtet noch einmal strahlend auf. Die Erde ist ein gewalttätiges Paradies.

GUDRUN TUULIA

DIE ERDE IST EIN BEFREMDLICHER ORT. AFRIKA 1



32

Tambacounda, Kedougou

Der Bus nach Tambacounda ist ein Backofen. Erträglich nur direkt unter den über jedem zweiten Sitz montierten Ventilatoren. An zwei Sitzreihen fehlen die dunklen Vorhänge. An meinem Platz kein Ventilator, kein Vorhang. Eine Zeit lang brennt das gelbe Gras neben der Straße. Die Musik aus den Lautsprechern hypnotisiert.

Staub, Schmutz und Bretterbuden in undefinierbar gelbgraubraunen Tönen. Die Motos verpesten die Luft. Die Auberge ist eine Katastrophe. Die Zimmer werden gerade renoviert und die Kammer, in der ich schlafen soll, riecht penetrant nach Farbe und Lack. Der Ventilator funktioniert zwar, wirbelt aber nur die Giftpartikel durcheinander. Ich reagiere zu spät. Die Klo- und Badtür lässt sich nicht schließen, dafür lässt sich das Zimmerfenster nicht öffnen. Ich bin der einzige Gast. Die aufgeschnittenen Melonen sind lauwarm und zäh wie Schaumgummi von der Hitze. Zwei andere Hotels sind geschlossen. Ich komme an zwei Restaurants vorbei, aus denen mich Männer feindlich anstarren. In einer Bar, in der ich schließlich lande, gibt es Fanta und Wein.

Um sechs Uhr stehe ich am gare routière und bin die fünfte Passagierin. Es wird alles im Finstern ausverhandelt, um halbsieben bin ich unterwegs nach Kedougou. Hinter Dialacoto ist die neue Straße zu Ende und von der alten ist nicht viel übrig. Allen geht es schlecht. Zum Glück habe ich nichts im Magen ausser ein bisschen Wasser.

Kopfschmerzen von der vergangenen Nacht. Wir schaukeln widerstandslos gegeneinander, das Gesicht in den Händen und vor Mund und Nase ein Tuch gegen den rotem Staub. Die kleinen Messingzwecken, mit denen die Innenabdeckung am Autodach befestigt ist purzeln uns der Reihe nach in den Schoss. Kleine Sterne. Wir klauben sie uns gegenseitig aus den Haaren. Eine schwere Rolle Plastikplane, die hinter unseren Köpfen verstaut ist, rüttelt sich langsam, aber sicher nach vor und landet im Nacken der Passagiere. Wir vier auf den hintersten Plätzen hieven sie abwechselnd wieder hoch, was für jeweils zwei Minuten hilft.

Kedougou ist freundlich, ländlich. Hinter Kedougou kommt ausser Saraya und ein paar Dörfern nur mehr Mali und Guinea. Die Familien sitzen an der Straße unter den Bäumen. Familie heißt: alle Erwachsenen, alle Kinder und alle Tiere. Auch die kleinen, niedrigen Rinder mit ihren eleganten Hörnern. In der Früh verbrennen die Frauen vor den Häusern Müll. Die Straßen sind trotzdem voll davon, irgendwann stört es nicht mehr. Ein braunes Rind trottet im Zickzack vor einer Kolonne LKWs dahin und lässt sich durch das Hupen nicht aus der Ruhe bringen. Toubab, Toubab! Die Kinder strahlen über das ganze Gesicht. Geld wechseln und einen Kübel zum Wäschewaschen kaufen. Wovon lebe ich: Nescafé mit Milchpulver, Baguette, Beignets, Tonic, ab und zu eine Melone oder Papaya, wenn ich Glück habe. Keine Bananen mehr! Der nächste Wagen, ein quatre-quatre nach Guinea geht erst in einer Woche. Es ist ja Weihnachten. Abends am Flussufer sitzen und erfolglos auf die Nilpferde warten. Gerade wenn man auf sie wartet, kommen sie immer nie. Terrasse am grünen Fluss, Fleuve Gambie in tiefen, schillernden Grüntönen, die vielen verschiedenen Vogellaute am frühen Morgen.

34

Ein zerbeulter, zerkratzer, verrosteter Landcruiser, mit zersplitterter, mit Zellophan verklebter Frontscheibe, statt der hinteren Fenster Blechteile eingesetzt, mit zwei Bänken entlang der Seitenwände statt der Rücksitze – so haben sicher acht bis zehn Leute Platz – wartet auf Passagiere. Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird. Ich bin seit acht Uhr am gare routière, vielleicht fahren wir erst am späten Nachmittag los, dann müssen wir wohl unterwegs schlafen. Am Boden neben der Straße oder auf den Sitzen. Immerhin, der benachbarte Wagen setzt sich stinkend und qualmend in Bewegung. Die hypnotisierenden islamischen Gebete und Gesänge, aber auch die afrikanischen Rhythmen helfen wohl, das alles hinzunehmen. Eine endlose Reihe von Augenblicken, Sekundenbruchteilen, Mini-Interaktionen.

Eine Welt für sich. Ruhig, langsam, still. Es wird nicht gezetert und geschrien wie auf anderen gares, kein Drängen und Schieben und wildes Hupen. Die zeremoniellen Begrüßungen unter den Männern, die immer wiederholten Formeln. Die Straßenverkäufer drehen ihre Runden, wir anderen sitzen im Schatten und schauen

ins Nichts. Alle warten. Wir Passagiere auf einen Wagen, die Chauffeure auf Kunden, die Frauen hinter den Töpfen mit Reis, Couscous und Ragout auf Esser. Immer wieder steht wie aus dem Nichts ein braunes oder weißes Rind in der Szenerie und bewegt leise die Ohren, um die Fliegen zu vertreiben. Jeder lässt ihnen respektvoll Platz und hält Abstand, vermutlich aus Achtung vor den scharfen Hörnern und ihren plötzlichen, unwilligen Bewegungen. Das Lachen, die Gespräche sind gedämpft durch die Langsamkeit, die Gelassenheit und die Geduld der Menschen.

Ab zwölf Uhr wird die Luft schwer und die Zeit verlangsamt sich. Es wäre gut, bald loszufahren. Unter den Passagieren eine Gruppe junger, muslimischer Frauen mit enganliegenden Kopf- und Schulterüchern, mit großen Gesten, wie meistens sehr präsent, raumeinnehmend, dominant. Was für ein Unterschied zu den Senegalesinnen in ihrer selbstverständlichen, natürlichen Anmut und Eleganz.

Halb zwei. Bis jetzt habe ich den Gerüchen aus den Straßenküchen widerstanden. Falls etwas schief gehen sollte, wollte ich nicht mitten auf der Strecke davon überrascht werden. Nicht mehr. Eine große Schüssel Reis mit Sauce. Es fehlen noch vier Fahrgäste. In einem Kübel weiße Bohnen und Eier, in einem Korb auf dem Kopf Bananen. Mädchen, die Tablets voll Grünzeug oder geschnittenen Melonen balancieren.

Bedächtige Gespräche, wohlwollend. Ein paar Guinea Francs wechseln. Trinken. Nicht zuviel, es gibt kein Klo unterwegs. Der Platz brüdet unter der Hitze. Wir warten auf den letzten Reisegast. Bananen essen. Halb vier. Um vier Uhr gibt es Aufruhr und Diskussionen beim Wagen. Die letzte Passagierin ist da, sie hat zwei Riesensäcke, ein Fahrrad und einen lebenden Hahn mit. Die Preisverhandlungen sind zäh und das ganze Gepäck muss neu verladen werden. Um dreiviertelfünf fahren sie tanken. Die Schatten sind schon lange weitergewandert. Ich trinke eisgekühlten Bissap.

GUDRUN TUULIA

DIE ERDE IST EIN BEFREMDLICHER ORT. AFRIKA 1

36



Die roten Schuhe sind hinüber, das blaugestreifte Hemd auch. Die Tasche ist mit vier Sicherheitsnadeln repariert. Die Wanderschuhe machen es hoffentlich noch eine Zeit lang. Man darf keine Angst haben. Angst, den Bus zu versäumen, zu spät zu kommen. Zu spät, wohin. Angst, kein Zimmer zu bekommen. Angst, kein Wasser zu haben. Angst, keine Bank zu finden, Angst, sein Geld zu verlieren. Angst, zu erschöpft zu sein. Angst, in der Nacht draussen zu bleiben. Setzt man sich eben an den Straßenrand und wartet, bis es Morgen wird. Man darf nicht kleinlich sein.

Um sechs Uhr kommen wir weg. Wir sind zwanzig Personen: Drei Männer, zehn Frauen und drei kleine Kinder, zum Glück alle jung und dünn. Zwei jugendliche Arbeiter sitzen auf dem Dach beim Gepäck. Der Fahrer und ich. Ich habe ausnahmsweise einmal den doppelten Preis bezahlt für den Vordersitz. Alle sind guter Laune. Die erste Panne haben wir um viertel nach sechs, der Motor stirbt ab und springt nicht mehr an. Wenigstens kann ich in die Büsche gehen. Ich habe gegessen, getrunken und es wird in der Nacht nicht wirklich kalt. Ich bin in der Gesellschaft von sechzehn angenehmen, jungen Einheimischen, die hier jeden Stein kennen.

Streckenweise brennt das trockene Gras neben der Straße. Es sind niedrige Flammenreihen, die keine Kraft entwickeln. Was sie hier eine Route nennen, ist tatsächlich ein steiniger, breiter Weg, eine Offroadpiste voll großer Felsbrocken, Wurzeln, Rinnen und Schlaglöcher. Unser Chauffeur navigiert beim Seitenfenster hinausgelehnt. Die trübe Windschutzscheibe erlaubt nachts keine Sicht. Er wird das für die nächsten achtzehn Stunden tun. Der Tachometer zeigt nichts an, aber die Geschwindigkeit liegt zwischen Schrittempo und höchstens fünfundzwanzig, dreißig Stundenkilometer.

Der Nachthimmel der schönste, den ich je gesehen habe. Der Mond geht auf. Sterne zum Greifen nah. Der intensive Geruch am Fluss. Wie riecht Wasser? Kühl, nass, schwer, frisch, tiefgrün, tropfend, rieselnd, schwarz bis auf den Grund. Es ist ja Weihnachten.

Um halbneun sind wir an der Grenze. Frauen sitzen um ein Feuer, um einen Topf mit Essen. Auf der ganzen Welt sitzen Frauen um ein Feuer. Wir bewegen uns im Stockdunklen mit Taschenlampen. Der guineische Grenzer ist nicht ganz nüchtern um es vorsichtig zu

sagen, aber gut gelaunt und generös. Er heißt mich willkommen und versichert mir, was für ein gutes Land Guinea ist und dass ich bestimmt keine Probleme haben werde. Ich finde die richtigen Worte. Ich bin sehr glücklich, sein schönes Land besuchen zu dürfen.

Was auch stimmt. Meine senegalesischen Mitreisenden schneiden hinter seinem Rücken Gesichter und schütteln die Köpfe. Ich bedanke mich herzlich und er stellt sich in Pose für ein Foto. Als er Kind war, tobte einer der entsetzlichsten afrikanischen Bürgerkriege im benachbarten Sierra Leone und an der Grenze zu Guinea. War er Kindersoldat? Welche Gemetzel hat er gesehen. Was weiß ich von seinem Leben.

Um zehn fährt der Wagen auf einen größeren Felsen auf und hängt rechtsseitig in der Luft. Zum Glück sind vier Männer da. Sie hämmern und meisseln an den Steinbrocken. Plus die zwei jungen Kerle vom Dach. Es wird im Laufe der Nacht noch zwei Mal passieren. Es ist sehr still, nur die Konzentration und Anstrengung unseres Fahrers ist spürbar. Er sagt: c'est le travaille. Gegen Morgen steigen in den Dörfern nach und nach ein paar Frauen aus und er kann Pause machen zum Essen und Kaffeetrinken. Es geht weiter in endlosen Schleifen die steinigen Lehmwege hinunter nach Labé.

Labé, Pita, Dalaba, Kindia, Conakry

Die Werkstätten am Straßenrand. Unter einem Bretterverschlag werden Möbel gebaut. Betten, Schränke, Sofas. Große Webstühle im Freien, blauweiße Stoffe werden an der Straße verkauft. Auf dem Markt wird Kohle in kleine Säckchen gepackt, für ein-, zweimal heizen. In Guinea ist der größte Geldschein, zwanzigtausend Francs, zwei Euro wert.

Jardin Koto Alpha. Koto Alpha, der seit 37 Jahren einen Garten am Rand der Abgashölle Labé betreut, die Kinder der Umgebung zu sich holt und mit ihnen über Pflanzen, die Liebe zu Pflanzen, ihren Dienst an uns, über Leben und Tod spricht. Ihnen erklärt, warum man die Bäume im Hof nicht fällen soll und warum man zum Feueranzünden nicht einen Fetzen Plastik verwenden soll. Warum man nicht nach Europa gehen soll und womöglich in der Wüste oder im Mittelmeer sterben. Er bringt ihnen bei, in den Dörfern zu bleiben und Gemeinschaftsgärten anzulegen.

In Dalaba ist die Stimmung anders. Härter, desillusioniert, bitter, zornig. Pas de bulot! Oui, je sais. Auf dem ganzen Weg über die Berge liegt ein grauer Dunst über den Tälern, den ich mir nicht erklären kann. Feuchtigkeit kann es nicht sein, es ist alles staubtrocken. Smog auch nicht, es ist keine größere Stadt in der Nähe. Rauch.

Die Ruinen werden allmählich alltäglich, die verfallenden und die nie fertiggestellten. Die Raubvögel, Geier, die permanent kreisen und immer wieder ein Huhn schnappen. Die Sattelschlepper, die sich durch die steinigen Gassen quälen. Was wird hier wohin transportiert? Es gibt ja nirgends Waren. Baumaterial für die kleinen Villen, vielleicht. Französische Butter für die wenigen Hotels? Die ausgetrockneten Wassergräben voll Müll, die Nähmaschinen auf dem Gehsteig, die Mototaxigangs.

Altes Silbergeschirr im Hotel, eine beeindruckende Auswahl hinter der Bar. Ein aufgelassener Pool, Lederfauteuils, zerschunden, zerkratzt. Italienische Designerlampen aus den Fünfzigern. Der Rauch hängt in den Tälern bis zum Horizont, über den abgebrannten und abgeholzten Hängen. Es ist ein trauriger Ort.

„Es sind die Leute, die Bauern, die die Bäume fällen und die Büsche, das Gras abbrennen, um die freilebenden Tiere zu vertreiben. Überall gerodete Hänge, der Rest ist graugelb. Sie wissen es nicht, sie glauben es nicht und lassen sich nichts sagen. Sture, ungebildete Bauern. Noch vor zehn, fünfzehn Jahren war hier überall dichter Wald, man konnte nicht durchkommen. Die Tiere, die Affen sind bis an die Gärten gekommen. Man konnte jagen, rund um die Dörfer. Nichts mehr, sie sind alle weg. Das ist schon so seit dem Tod von Sékou Touré. Seither regiert nur mehr das schnelle Geld. Sie werden nicht bestraft, es gibt kein Gesetz, keine Konsequenzen. Man überlässt ihnen das Land zum Zerstören. Sie können tun und lassen, was sie wollen. Die Küste hat den Fisch, der Nordwesten die Minen, der Nordosten Gold und Diamanten, der Süden Eisenerz. Der Fouta könnte den Tourismus haben. Wir haben die Berge, das Wasser, aber sie tun nichts für uns, sie lassen uns sterben“.

40

Die kreisrunden Löcher im Asphalt sind über die ganze Strecke verteilt und so riesig, dass die Wagen auf beiden Fahrspuren – Verkehr und Gegenverkehr – im Slalom zwischen rechtem und linkem Straßenrand schlingern, frontal aufeinander zusteuern und erst im letzten Moment ausweichen. Mangels Sicht wird ständig gehupt. Zwei umgestürzte Sattelschlepper liegen im Straßengraben, ein LKW ist mitten auf der Fahrspur stehengeblieben und mit Felsbrocken auf der abschüssigen Straße gesichert.

Ich hätte gedacht, ich weiß schon alles über die Verhältnisse auf der Rückbank der sept-places. Diesmal bin ich zusammen mit drei muskulösen, breitschultrigen, jungen Frauen, mit nicht allzu schlanken Hüften. Athletinnen, wunderschön, glänzend, glatt, in die üblichen leuchtenden Farben und Muster gehüllt. Wir sind seitlich geschichtet. Schulter an Schulter hätten wir niemals Platz. Ihre Ellbogen und Hüftknochen stechen in meinen armen, alten Körper.

Eines der zwei Babies an Bord liegt quer über meinen Knien. Mein Fuß klemmt etwas verdreht unter dem Vordersitz. Nach der Essenspause auf halber Strecke schaffe ich es, meine Position etwas zu verbessern. Jetzt sitze ich halb auf dem Oberschenkel meiner Nachbarin. Ihr Pech. Die Frauen kochen Essen in großen Eisentöpfen auf offenen Feuern entlang der Straße. Ein Stück weiter brennt der Müll.

Conakry ist begraben unter einer dicken Schicht Smog. Die Sonne geht dunkelorange auf. Alles scheint endlos: Menschenströme, Autokolonnen, die Suburbs, die Tage. Es dauert eineinhalb Stunden, bis man die Stadt hinter sich hat, und das ohne Stau. Die dreißig oder vierzig Kilometer, die sich die Stadt in das Land hinein ausdehnt, wirken wie nach einer Katastrophe, postapokalyptisch. Halb zerbombt, in Ruinen, halb in Schutt und Müll. In der Regenzeit kommt noch die Überschwemmung dazu. Alles ist in eine dichte, weiße Rauchwolke gehüllt.

41

Mir ist übel und ich fühle mich sehr schwach. Heftiges Verlangen nach einem Atemzug frischer Luft. Endlich wird ein einzelner Bergrücken schwach sichtbar hinter einer undurchlässigen, grauen Wand. Dann tauchen die ersten Kuppen auf, Ausläufer des Fouta Djallon. Ein blasses, verstaubtes Grün, ein sterbendes Land. Vermutlich hat Conté es endgültig zugrunde gerichtet. Und Sekou Touré hatte von Anfang an keine Chance. Das hier ist nicht nur die Trockenzeit, es ist etwas anderes. Die Atmosphäre wirkt tot, erstickt, giftdurchtränkt. Das sieht man nicht, wenn man mit dem Landcruiser vom Hotel abgeholt und durch die Nationalparks gekarrt wird.

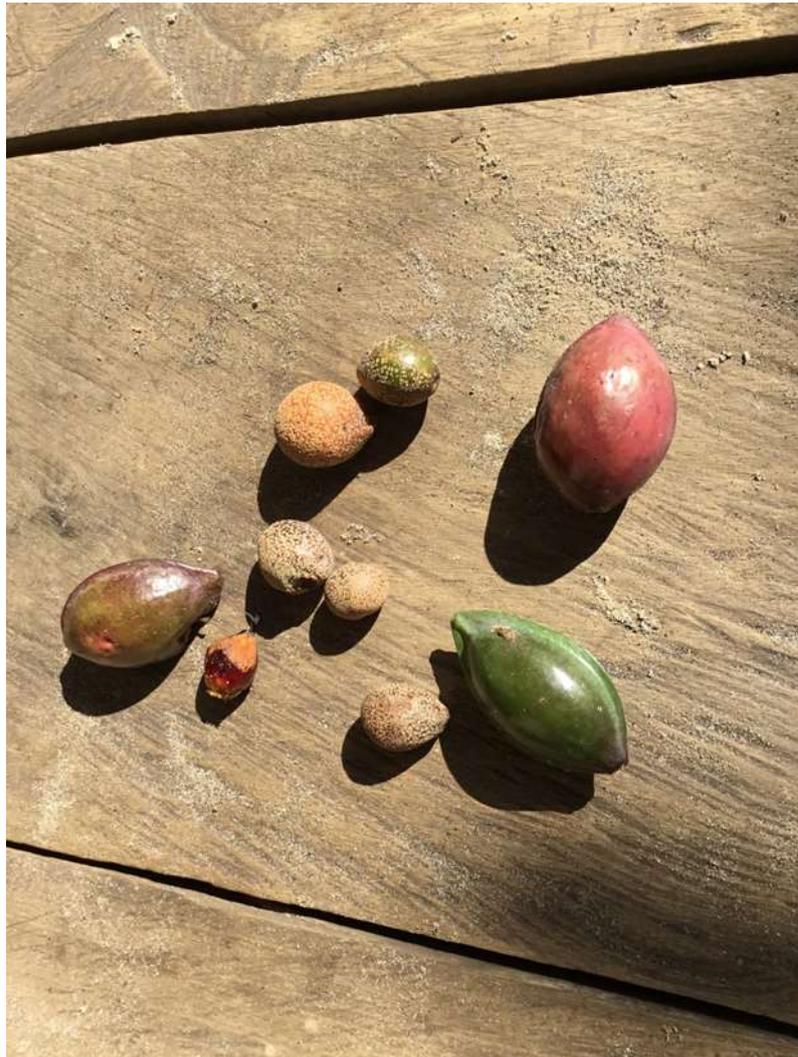
Zurück in das Bergland. Der Fahrer auf der Hinfahrt hat immerhin ununterbrochen gehupt, dieser hier scheint Gottvertrauen zu haben. Warum hupt er nicht beim Überholen in den unübersichtlichen Kurven! Ah, er hat keine Hupe. Er verlässt sich auf die anderen. Um den Wagen zu starten, hat er zwei Kabel hinter dem Lenkrad kurzgeschlossen. Oft genug weicht er rechts einem tiefen Schlagloch aus, um links in das nächste hineinzukrachen. Ich wage nicht, die Kamera auszupacken. Mit wenigen Ausnahmen lässt man sie besser in der Tasche. Man kann diskret aus dem Hintergrund

fotografieren, so lange bis einer ärgerlich wird. Auch wenn niemand etwas sagt, die Blicke sprechen deutliches Misstrauen aus. Die Kamera schafft Distanz. Sie macht einen kaum spürbaren, aber entscheidenden Unterschied.

Ein gerade erlegtes Tier ist am Straßenrand auf Stangen gespannt, der Kopf abgetrennt, aber noch nicht gehäutet. So groß wie ein Waschbär, dichtes schwarzes Fell, hell gemustert. Noch fünfundzwanzig Kilometer bis Kindia. Endlich Gärten und Palmenhaine, wenn auch ausgedörrt und farblos. Guinea muss einmal ein paradiesischer Ort gewesen sein.

GUDRUN TUULIA

DIE ERDE IST EIN BEFREMDLICHER ORT. AFRIKA 1



43

Freetown, Faranah, Kankan

Freetown ist anonym, misstrauisch, hektisch. In den Wohnvierteln ist die Stimmung abweisend und feindlich. Jugendliche machen sich lustig über die Whitey. Congo Cross hat kein fließendes Wasser. Hill Station auch nicht. Der Tank ist gerade leer, muss man verstehen. Kissy ist deprimierend, White Man's Bay auch. Dann sitze ich samt Gepäck zwei Stunden an der Tankstelle am Lumley Roundabout, um auf meinen Gastgeber zu warten. Jemand hat mir einen Plastiksessel gebracht, ich schaue und schaue und schaue. Es ist Tankstelle, Marktplatz und Treffpunkt. Ständiges Kommen und Gehen, Lachen und Reden, Diskutieren, Verhandeln, Warten, Schauen. Der Kokosnussverkäufer köpft die Frucht mit einem Schlag und gibt sie weiter, zum Austrinken auf der Stelle. Dann wird noch ein bisschen Fruchtfleisch nachgereicht.

44

Über der Küste hängt ein tiefes Anthrazit. Gewitterhimmel. Es ist ja Trockenzeit, es wird noch drei Monate lang nicht regnen. Keinen Tropfen. Alle, Erwachsene, Kinder und Tiere, bewegen sich sehr langsam, schwer, entspannt und satt, voll von Wärme und Licht. Die Libanesen am Strand kaufen frisch gefangenen Hummer und verhandeln hart über den Preis. Sie diskutieren über die beste Zubereitungsart. Die Hummer bewegen ihre Scheren in der Luft und wissen noch nichts von ihrem Schicksal. Warum kommen mir augenblicklich die Geschichten über die Sklaventransporte in den Sinn? Die Strandverkäufer mit den Riesenkörben voll Süßigkeiten auf dem Kopf sehen so müde aus, so erschöpft.

Der Nachbar holzt seinen Palmenwald ab, ein anderer schießt Affen zum Vergnügen. Um vier Uhr früh die LKWs, die an die Strände fahren und illegal den feinen Sand aufladen, um ihn als Baumaterial zu verkaufen. Einige der reichsten Männer Afrikas

haben ihr Vermögen mit Sand gemacht. In einem Dorf sitzen wir dösend vor dem Haus. Die Luft brennt. Die Stille, ein paar Leute, die sich in Zeitlupe bewegen, das Flirren in den Bäumen, während der Rest des Raumes stillsteht, bewirken einen tranceähnlichen Zustand. Wieviel Zeit ist vergangen. Es wird dunkel, Bänke und Sessel werden gebracht, der Generator angeworfen und ein matter Scheinwerfer an die Veranda gehängt. Der Platz ist voller Menschen. Ausser im Lichtkreis der einzigen Lampe ist es stockfinster. Ab und zu flackert ein Handydisplay auf. Ich bin betäubt von den leisen Stimmen und den Waldgeräuschen und einer großen Müdigkeit.

Das Palaver beginnt. Es gibt Unstimmigkeiten wegen der Arbeit auf den Reisfeldern. Diskutiert wird in drei Sprachen. Übersetzt werden nicht nur die Worte, auch die Körpersprache. Jeder der Beteiligten kommt zu Wort, gibt seine Sicht der Dinge. Später führen die Frauen mit den Kindern ein kleines Stück auf. Es geht um den Teufel, der einmal ins Dorf kam. Ich komme erst wieder in der Mitte des Platzes zu mir, als jemand mich schüttelt und eindringlich sagt: It's the chief! It's the chief! Erst da sehe ich einen kleinen, dunklen Mann vor mir, der mir die Hand reicht. Ich nehme meine linke Hand an den rechten Ellenbogen, senke den Kopf und besinne mich lächelnd auf die Begrüßungsformel: Kele-na-ka-nu. Dann sitze ich wieder auf einer Bank und kleine Kinder kommen, um die Weiße anzuschauen und zu grüßen. Die ganz Mutigen geben mir ihre kleinen Hände und laufen dann stolz und strahlend zu den Müttern zurück. Es wird getanzt und gelacht. Ich tanze auch. Nur bruchstückhafte Erinnerungen an den Abend, die Nacht.

Ich bin so müde. Es ist wahnsinnig heiß. Man glaubt, verschmoren zu müssen bei lebendigem Leib. Vollkommen durchnässt. Ist es die Hitze oder das Fieber und kalte Schweissausbrüche. Durch Freetown, von Lumley nach Waterloo, ist wieder Gifthölle. Der trockene Husten lässt mich kaum atmen. Kurz nach Cotton Tree platzt ein Kekereifen. Der Fahrer montiert ihn ab und rennt mit ihm zur nächsten Werkstatt. Wir stehen am Straßenrand genau über einem Abwassergraben, bis zum Rand voll mit Müll. Es dauert vierzig Minuten. Ab Clock Tower ist alles verstopft. Polizei sperrt die Straßen ab. Vielleicht will ein Minister ins Büro.

Das Geschiebe und Gezerre, der Kampf um Passagiere am Taxipark Shell Station grenzt an Verrücktheit. Dabei werden alle Autos immer voll besetzt und alle kommen weg. Ich bin rechts und links an den Armen gepackt und jeder schreit gleichzeitig auf mich ein. Alle schreien falsche Auskünfte. Auf alle Fragen heißt es: Yes Ma'am, sure. Ich erinnere mich an den gare routière in Kindia. Oui! Oui! Oui, Madame, bien sur! Auf meinen Mototaxi-Fahrer wurde eingepregelt und sie haben ihn schon halb vom Moto heruntergezerrt, bis ich geschrien habe: Laissez-le! Laissez-le! Je vais avec lui! Dann war Ruhe.

Die Mitpassagiere sehen, wie erschöpft ich bin und lassen mich zufrieden. Der Fahrer will mir China Water kaufen gegen den Husten. Die Frauen fordern mich auf zu trinken. An einer Kreuzung kaufe ich Beignets und teile mit allen. Von Kabala nach Guinea hinüber, nach Falaba und Faranah, fahren nur einmal wöchentlich Taxis – quatre-quatre - wenn Markt ist. Das hieße fünf Tage warten oder einen Umweg über sechshundert Kilometer, eine Strecke, die ich schon kenne. Einer von Sara's Neffen, will mich mit seinem moto über die Grenze fahren. Sie hat mir unerwartet Frühstück gebracht um sechs Uhr und drei Mal Tee nachgefüllt.

46

Straße, das heißt wieder: steiniger, lehmiger Waldboden voll Felsbrocken und ausgewaschenen Rinnen. Ich bin das schon gefahren. Ins Village eine halbe Stunde, nach Dindello eine knappe Stunde, aber bis Faranah sind es fünfeinhalb Stunden und der Fahrer wirkt sehr jung und draufgängerisch. Später erfahre ich, dass er siebenundzwanzig ist und heute Geburtstag hat. Es wird ein Mittelding zwischen Rodeo-Reiten und Moto Cross.

Riesige Baobabs auf beiden Straßenseiten. Im Vorbeifahren meine ich immer wieder, jemanden am Straßenrand stehen zu sehen, aber es sind nur Sträucher und niedrige Bäume, die sich im Wind bewegen. Immer wieder sind junge Stiere unterwegs, einzeln oder in kleinen Gruppen. Einige geraten mit ihren geschwungenen Hörnern gegeneinander, noch halb spielerisch. Der Fahrer passiert sehr langsam und defensiv. Zum Glück sind sie Motos gewöhnt. Die Luft ist so aufgeladen, dass es knistert.

Alle Gedanken hören auf, man ist voll auf den Augenblick fokussiert. Mit einer Hand halte ich mich an der Schulter des Fahrers fest, mit der anderen am Gepäckträger. So kann ich das Fallen nach vorne und hinten verhindern. Und immer schön auf den körperlichen Schwerpunkt konzentrieren. Ich beschwere mich nicht, denn erstens ist die Straße eben so und zweitens wollen wir heute noch nach Faranah. Ist jetzt eben so. Die letzten eineinhalb Stunden sind Landstraße. Dieu Merci. Faranah empfängt mich herzlich und gut. Im Büro der Immigration verlangen zwei sehr freundliche Beamte fünfzigtausend francs Registrierungsgebühr. Das ist zuviel für heute und für meine strapazierte Geduld.

Drei teetrinkende Besucher beobachten mich neugierig. Mein empörter Protest und mein Vortrag über die Kosten von Visum, Laissez-passer, Motoversicherung und Benzin wird mit schallendem Gelächter, Händeschütteln, mit Bienvenue und guten Wünschen beantwortet.

Am Morgen, bei einem Marktstand, trinke ich schwarzen Tee mit viel Zucker aus einem Plastiktopf. Dann kaufe ich Wasser, Brot und Avocados. Und Honig, frisch gesammelt aus wilden Bienennestern im Wald. Die Verkäuferin hat einen großen Kübel voll Waben neben sich, samt kleinen Zweigen und Blättern, aus dem sie den Honig in kleine Colaflaschen füllt, für zehntausend francs. Der starke, süße Tee hilft gegen die Schwäche. Mitten im Gedränge und Trubel werde ich neugierig betrachtet, aber in Ruhe gelassen. Immer wieder bleibt jemand in meiner Nähe stehen und schaut mich direkt an. Ausdruckslos. Minutenlang. Jemand hat mir erklärt: Schauen darf man. Das ist vollkommen in Ordnung. Schauen tut mir nichts. Erst wenn jemand etwas sagt, muss ich reagieren.

Teenager in ihren Khaki-Schuluniformen versorgen sich mit Sandwiches. Am Markt Kinder mit den schweren Lasten auf dem Kopf. Säcke mit Getreide und Reis, ein vielleicht Zehnjähriger mit einem Sack Zwiebeln auf dem Rücken, der Nacken trägt es noch nicht. Die Gewichte, die auf das Dach der Minibusse gehievt werden. Aufgeladen bis zur doppelten Höhe und obenauf sitzen noch drei oder vier junge Männer. Die überladenen LKWs, die Arbeiter auf dem Dach der Fahrerkabine, lässig, freihändig, gegen den Berg aus Holz oder Palmstroh gelehnt.

Ich war nicht an den Nigerquellen. Aber ich habe den Niger in Faranah gesehen, ein kleines, grünes Flösschen, ein besserer Bach. Den Mann, der auf einem geflochtenen Sessel vor dem Tor des Hotel del Niger sitzt, halte ich für den gardien, obwohl er nicht schwarz ist und eher arabisch aussieht. Er zeigt mir die menschenleere Anlage und lässt mir einen Café zubereiten. Es ist der portugiesische Besitzer. Er hat fünf Jahre in Mali gelebt, im Bergbaugeschäft gearbeitet, musste alles zurücklassen und flüchten vor den Islamisten. Wir sprechen von den Möglichkeiten zu Überleben. Er sagt: c'est la vie. Nach fünf Tagen fällt mir der Abschied schwer.

Der Wagen nach Kankan nimmt die direkte Strecke über den Parc National Haute-Niger. Wieder ist alles verdorrt und verbrannt. Am Horizont die aschefarbenen Hügel und ein blasses, staubgraues Oliv. Alte Baobabs tauchen auf neben der Straße wie aus einer Schattenwelt. Afrikanische Dörfer unterbrechen die Trostlosigkeit kurz, die Gestalten und Gesichter der Menschen uralte. Bei Kouroussa überqueren wir den Niger auf einer Fähre, die von vier jungen Männern mit langen Stangen vorwärts getrieben wird.

48

In Kankan hab ich Glück mit einem Zimmer in der Mission Catholique. Eine Universität und ein riesiger Markt. Viele Teestuben für muslimische Männer. Es gibt eine Theke mit Thermosflaschen und einige Plastiksessel. Ich bitte um café au lait und bekomme gepfefferte Karamellmilch mit Honig. Fleuve Milo in Kankan in der Trockensaison: eine größere Wasserlacke, gesäumt von Abfallhaufen. Die Frauen waschen die Wäsche, am anderen Ufer waschen die Männer ein Auto, in einem Seitenarm baden und spielen Kinder mitten im Müll. An der Senegalmündung, lange nachdem wir die mit Abfall übersäte Stadt hinter uns gelassen hatten, stand mein Begleiter am Ufer und sagte voll Überzeugung: das Meer reinigt alles. Alles. Werkstätten entlang der Straße. Verarbeitet wird, was verfügbar ist. Altmetall und Schrott. Strahlende Vitalität und ständiger Verfall, atemberaubende Schönheit und abstoßender Schmutz. Der extreme Gegensatz zwischen Arm und Reich wie in europäischen oder amerikanischen Städten ist nicht unmittelbar sichtbar. Von den Reichen sieht man nichts, keine Spur. Keine Villenviertel und teuren Innenstädte mit Luxus Malls. Sie sind unsichtbar. Man weiß nicht, wo sie wohnen.

Vielleicht an Orten in unbeschädigter Natur, wo kein öffentlicher Weg hinführt, auf riesigen Grundstücken in vielfach gesicherten Parks und Gärten.

Zwischen sieben und zehn streune ich in Kankan herum, wenn die ersten Frauen ihre eisernen Öfen anheizen und die Töpfe zustellen. In den Morgenstunden noch einmal alle Bilder versammelt: die Frauen mit den Babies auf dem Rücken, das gelbliche Licht in den staubigen Gassen, die Läden, aneinandergereiht, noch mit Brettern verrammelt, vereinzelt Gestalten entlang der Mauern, die noch im Schatten liegen. Ich will nicht fort von Guinea. Jemand anderer wäre vermutlich entsetzt und abgestoßen von der Schlamperei, dem Schmutz, der Armut, der Gleichgültigkeit. Ich sehe aber nur die schönen, ausdrucksstarken Gesichter, das Lächeln der Einzelnen, ihren Mut, die Kraft die das pure Überleben kostet, den gegenseitigen Respekt und die Gastfreundschaft.

Jeden Morgen werden mit kurzen Besen die Gehsteige gereinigt. Der Müll wird verbrannt oder in die Wassergräben hineingekehrt. Wo soll er auch sonst hin? Es gibt keine Müllabfuhr, keine funktionierende Infrastruktur, alles ist improvisiert. Es gibt Ansätze. Ich habe Arbeiter gesehen, die den Abfall von den riesigen Bergen auf LKWs schaufeln. Aber das ist nicht einmal ein Tropfen auf dem heißen Stein. Und wo wird er überhaupt hintransportiert? Ans Meer?

Mangos! Bald gehen die Dörfer über von Mangos. Mangoalleen, Mangowälder. Die Felder sind mit Kakteen eingezäunt. Die Flaschen mit l'essence stehen in filigranen Drahtgestellen. Ein Gecko vom Kopf bis zum Schwanzende gelb, blau, blassblau, creme, orange, schwarz. Ein anderer grau und gelb gesprenkelt. Die ganze Nacht Fieber, am Nachmittag schon über neununddreißig Grad. Der Malariatest ist negativ. Vielleicht hat es mit dem Village zu tun. So schwach. Vielleicht war alles zuviel. Ein Schritt zu weit. Vielleicht geht etwas zu Ende. Nichts ist mehr wie vorher. Nach Guinea ist nichts mehr wie vorher. Seit drei Wochen Fieber und Schweissausbrüche, eine Wunde, die nicht heilt.

Große Schwäche und Müdigkeit. Bamako ist nur Staub. Dringende Warnungen, nicht nach Djenné zu gehen. Graugelber Staub, misstrauische oder teilnahmslose Blicke. Zwischen Mittag und Abend brennt die Sonne jeden Funken Lebenswillen aus, eine tiefe

Depression und Resignation, eine Verwirrtheit fällt jeden an, der nicht rechtzeitig in den Schatten flüchtet. Vielleicht ist es aber auch nur der Harmattan, der diese Stimmung bringt und ich phantasie.

So weit fort wie möglich, so fremd wie möglich sein. Jetzt irre ich verlorener herum denn je. Meide Gespräche, gehe allen aus dem Weg. Die Einsamkeit packt zu mit ihren Krallen, schleift mich ein Stück weit mit und lässt mich dann am Wegrand liegen. Ich träume von einem riesigen, fetten, weißen Wurm, der in mir lebt und mich ausfüllt von den Beckenknochen bis hinauf zur Kehle. Eine vollgefressene, träge Schlange, die sich von Zeit zu Zeit rührt und rumort. Jetzt schläft sie. Dann, nach Tagen kontinuierlich steigenden Fiebers und wachsender Erschöpfung steckt sie züngelnd den Kopf aus meiner Brust und gleitet langsam, mit langen, pulsierenden Bewegungen aus meinem Körper.

GUDRUN TUULIA

DIE ERDE IST EIN BEFREMDLICHER ORT. AFRIKA 1



51

Casamance

Zurück in Dakar. Stählerne Hafentiere im grauen Dunst, kleine Frachtschiffe, die heimkehren vor dem Dunkelwerden, dünne Katzen und Krähen, die tief heruntertauchen. Erste Scheinwerfer flammen auf weit draußen und die letzten Ausflugsboote kommen von Gorée herüber.

Ein Tiefseetaucher in Finsternis und Einsamkeit, dessen einziger Halt das Seil ist, das ihn noch mit dem Schiff verbindet. Wenn er es verliert, ist er verloren. Uralte, unbekannte Kreaturen lauern in seiner Nähe. Nicht unbedingt feindlich, vielleicht nicht gefährlich, nur beängstigend fremd.

Die Delphine wiedersehen an der Flussmündung, bei Taganbruch. In der Morgendämmerung kreuzen Fischreiher und Möwen die weiß-silberne Wasserfläche, feinst geschliffenes, schimmerndes Metall. Nach und nach tauchen auch die Mangroven aus dem Dunst auf und bekommen langsam ihre Farbe zurück, silbergrün.

Hotel Kadiandoumagne. Gepflegter Garten, Terrasse, exzellentes Frühstücksbuffet und eine Steckdose neben jedem Tisch. Und Personal, das man um alles mögliche schicken kann. Zwei kleine Yachten, die im Fluss ankern. Zwei französische Touristinnen im Badedress, Sonnenbrillen, Kopfhörer, Zigarette, viel Schmuck. Ihre ganze Haltung drückt Selbstsicherheit aus, das Überlegenheitsgefühl der Besitzenden, ganz im Bewusstsein der eigenen Bedeutung. Warum muss immer alles so bilderbuchhaft sein.

Eine farblose metallische Scheibe mit unscharfen Rändern, knapp über den Palmenhainen, kündigt die Hitze an. Noch habe ich ein paar Stunden Zeit. Gesegneter Schatten. Gesegnete Mauern, Mangobäume, um darunter auszuruhen. Die ersten Grübe und kurzen Gespräche in den sandigen Gassen bringen eine intensive Freude zurück, alle Bedenken werden mit einem Mal bedeutungslos.

Djembering, Elinkine, Carabane. Die Abendsonne über den Akazienbüschen und den roten Lehmwegen, ein Trost und ein Versprechen, bevor die Nacht kommt. Helles, poliertes Messing, durchscheinend und sanft. Schön ist auch die Morgendämmerung über den Akazien, Baobabs und Kapokbäumen. Es gibt Café Toubá, süß, bitter, scharf und würzig. Es gibt Beignets und Orangen und

der halbe Mond beleuchtet die Begrüßungen und Gespräche, das Lachen und Rufen. Mashallah. Grace à Dieu. Alle Passagiere werden eingeteilt und weitergereicht. Marktfrauen erscheinen, die vollgepackten Körbe und Plastikschüsseln auf dem Kopf balancierend, manche auch nur mit eleganten Handtäschchen.

Getrockneter Fisch von allen Grössen und Arten. Palmfrüchte wie Hagebutten, winzige Paprika, die frischen Kräuter mit Wasser besprüht. Yams und Kassava, Datteln, Ingwer, Bouye. Graue und schwarzweisse Möwen. Plastiksandalen, Hibiskus und Seife. Kolanüsse, Zitronen, Guineapfeffer, Ziegenköpfe. Schildraben, ein Calao. Rote Termitenhügel, Baumwolle am Kapokbaum. Ein Kalebassenbaum. Die reifen Mangos leuchten gelb und orange in der Sonne.

Geier. Die roten Früchte der Heuschreckenbohne. Reis und Hirse in Erdnuss-, Okra- und Tomatensauce, gedünstete Zwiebel. Suppe oder Sauce aus Palmfrüchten. Djoumbélé, Eintopf aus getrockneten Okras. Ein großer verbeulter Reisebus taucht auf, er wird wohl nach Tambacounda unterwegs sein. Die sept-places füllen sich, die ersten Minivans, mit Bergen von Gepäck beladen, biegen um die Ecke. Die jungen Packer und Mechaniker springen auf, der Tag hat begonnen. Über all der Betriebsamkeit liegt eine tiefe Stille, die Welt ist in Balance. Eine schwere Satttheit und ein leichtes Herz. Dann steht die Sonnenscheibe direkt vor uns auf der Straße, mattgold schimmernd und einen Augenblick später wandert sie langsam über die Flusslandschaft. Ich habe so viele Leben gelebt.

Von acht bis zehn, wenn das Meer hereinkommt, sitze ich auf den Dünen, mit den Füßen im Wasser. Dann wandere ich ein Stück landeinwärts, esse bei einer Straßenköchin Fisch mit Reis, oder Reis mit Sauce. Ein paar Holztische unter den riesigen Mangiers, der eiserne Topf am offenen Feuer und alle Tiere: Enten, Hühner mit allen Küken, schwarze und weiße Schweine mit allen Ferkeln, die freundlichen Hunde. Nur die Ziegen bleiben für sich, die finden ihr Futter selbst. Der Hahn sitzt ziemlich weit oben im Mangobaum und kräht. Ein Huhn hat einen ganz jungen Welpen gepiekt und die Mutter jagt es quer über den Hof, dass die Federn fliegen. Einer der Dorfhunde scheucht und verfolgt ein Kitz, bis es bebend und atemlos nicht mehr weiter kann. Dann bleibt er stehen, wartet und wenn es sich beruhigt hat, geht die Jagd weiter. Es muss laufen,

fliehen, es hat keine Wahl. Zwei alte Ziegen stehen am Straßenrand und schauen zu. Nach einigen Runden stellt sich eine von ihnen mit gesenkten Hörnern dem Hund in den Weg. So. Jetzt ist es genug.

Stundenlang an der Flussmündung. Mit den letzten Sonnenstrahlen verwandelt sich der Fluss in eine glitzernde Fläche in smaragd, grau, indigo, umbra, oliv. Über den alten Friedhof mit seinen zerfallenden Grabsteinen und den Toten der 1880er Jahre. Viele kleine Gräber, Sandhügel mit einem Ziegelstein markiert. Rosen aus Plastik verstreut über den verwitterten Inschriften und überall kleine, vertrocknete Früchte unter den Bäumen, vom letzten Jahr. Tagelang am Meer, an der windgepeitschten Wasserlinie. Das Meer reinigt alles, nimmt alles mit sich, erneuert alles. Die vielen farbenprächtigen, großen und kleinen Vögel zwischen Sumpflöchern und Reisfeldern. Ich grüße die kleinen, grünen Bienenfresser, die langschwänzigen, königsblau schillernden Sperlinge, die rostfarbenen Ochsenpicker, die blauen Feen-Fliegenfänger, die Dorfweber und Waldtauben.

GUDRUN TUULIA

DIE ERDE IST EIN BEFREMDLICHER ORT. AFRIKA 1



55

Senegal Oriental

Théodore Monod kam von Rio de Oro. Von Villa Cisneros, Port-Etienne, Cap Blanc, als er das Meer mit seinen Wellen eintauschte für ein Sandmeer und seine Wellen, Buchten, Klippen. Schwarzweiße Federn fallen mir vor die Füße und ich finde ihre Struktur wieder in den Palmzweigen, die Form der kegelförmigen Dächer des Bassari-Landes wieder in den Dinguandé, den geflochtenen und mit buntem Leder besetzten Hüten der Toucouleur.

Vom animistischen Süden am Meer wieder in den muslimisch geprägten Norden und Nordosten. Ankunft am frühen Nachmittag bei vierundvierzig Grad. Ich flüchte um des Überlebens willen in ein hübsches Hotel. Aus der Dusche kommt kein Wasser, der Kühlschrank kühlt nicht und die Klimaanlage schafft es gerade, die Temperatur um zehn Grad zu senken. In diesem Sandloch, in diesem Backofen bin ich schon einmal beinahe verschmachtet. Aber die frühen Morgenstunden! Mit bunten Bändern geschmückte Pferde traben zum Markt, den Karren vollgeladen mit frisch geschlachteten Hammelhälften. Weiße Rinder mit mondsichelförmigen Hörnern versuchen, die Hauptstraße zu überqueren. Die Reihe der farbigen Wasserkannen vor der Moschee, um Gesicht, Hände und Füße zu waschen zum Gebet. Die Gesänge des Imam aus den Lautsprechern. Talibé umringen mich, wo immer ich auftauche, zu zweit, zu dritt oder in größeren Gruppen.

Savanne und Baobabs. Baobabs, zehntausende. Sie stehen nie nahe beieinander, immer in regelmässigen Abständen. Die Straße folgt der alten Eisenbahnlinie Dakar-Bamako. Immer wieder Militär auf den Straßen. Ist denn Krieg? Wir nähern uns der malischen Grenze. Viele LKWs. Baustellen und roter Staub. Gelbe Hügel, die fremdartigsten Baobabs, die ich bis jetzt gesehen habe. Kurze, fein verzweigte Äste, eng am Stamm. Manche bestehen nur aus Stamm und ein paar Auswüchsen. Viele ähneln Frauen in langen Röcken, die Hände hochgestreckt und auf dem Kopf üppigen Schmuck.

Auf einem langem Asphaltband bin ich in den sept-places quer durch das Land gerauscht, bis an die Grenze zu Mali. Für die hundertfünfzig Kilometer von Bakel nach Ourossogui allerdings, entlang der mauretanischen Grenze, brauchen wir acht Stunden. In Bakel wartet kein Wagen, niemand fährt heute früh irgendwohin. Ein Moto bringt mich an die Hauptroute, um zusammen mit anderen auf ein vorbeikommendes Minicar zu warten. Der Vormittag vergeht mit mehrmals Wagen wechseln und an der Straße sitzen. An einem Wochenmarkt stehen wir eineinhalb Stunden. Die Frauen erledigen den Großeinkauf. Auf den schon hochaufgetürmten Dachgepäcksträger kommen noch zwei riesige Säcke mit Kohlköpfen und eine in einem Sack verschnürte Ziege. Nur der Kopf ist draußen. Sie läßt es ruhig geschehen, mit klugen Augen. Der Boden des 9-Sitzers wird vollgeräumt mit Getreide- und Gemüsepaketen. Darauf werden vierundzwanzig Frauen gestopft. Drei Reihen à fünf quer, dahinter drei Reihen à drei der Länge nach, die beiden Männer auf dem Beifahrersitz nicht mitgezählt. Eine kompakte, wogende, bunte Masse, diskutierend, lachend, keifend. Eines der Babys weint viel. Das raue Motorengeräusch, der Fahrtwind, die klappernden Hecktüren, die Hitze, die Musik aus dem Radio, das Babyschreien, das Verhandeln, Rufen, Lachen, das leise Beten und Singen meiner Nachbarin: alles eine Stimme in einer Symphonie. Brunnen, Moscheen, Wassertürme, Rinder im Schatten. Brücken über weiten, ausgetrockneten Flussbetten. Sand und Steine. Gelb und ocker die Wege, die Hügel, die Mauern. Vereinzelt Akazien, später Dornbüsche. Bei jedem zweiten Dorf steigen Leute aus und zu. Jedesmal muss das Gepäck umgepackt werden.

Auch Mutter und Baby sind ausgestiegen, nach und nach werden wir weniger Leute, es geht auf Mittag zu, die Sonne beginnt zu brennen und wir haben erst die Hälfte der Strecke hinter uns. Das letzte Stück sind nur mehr Männer im Auto, alle sind dünn, es ist angenehm still. Dreißig Kilometer vor Sogui bleiben wir liegen. Irgendetwas ist mit dem Ölfilter oder Ölventil. Die Passagiere sitzen wieder einmal im Schatten der wenigen Akazienbüsche.

Ourossogui in den Morgenstunden ist wie der entfernteste menschliche Außenposten auf einem fremden, unwirtlichen Stern. Es ist der heißeste Monat des Jahres und die zweite Woche des Ramadan. Die Stadt ist wie ausgestorben, mehr Fernfahrer-Stop als Stadt. Eine Kreuzung von zwei Überlandstraßen mit drei Tankstellen bilden das Zentrum. Keine Frauen in der Öffentlichkeit. Es gab einmal einen großen regionalen Markt mit Verkäufern aus Mauretania, mit Toucouleur-Händlern aus der Flussregion und Fulbe-Hirten aus der Ferlo-Wüstengegend. Der ehemalige Marktplatz mit den Bretterbuden und improvisierten Verkaufsständen ist verfallen und menschenleer. Niemand kann mir sagen, was mit dem Markt geschehen ist. Schon am Morgen, noch bevor die Hitze kommt, sitzen die Menschen geschwächt und apathisch an die Mauern gelehnt und wenn sie sich bewegen, dann in Zeitlupe. Haben sie denn nicht gegessen vor Sonnenaufgang? Ihre Religion verlangt zusätzliches Fasten von ihnen, obwohl die meisten schwer arbeiten und sich trotzdem nie richtig sattessen können. Aber dass viele hungern, dass es keine Arbeit gibt und die Reichtümer der afrikanischen Länder vom Mob außer Landes geschafft werden, daran ist wohl nicht Allah schuld. Am dritten Tag, in der Mittagshitze, finde ich die Markthallen. Kleider und Essen. Auf engstem Raum hocken die Verkäuferinnen zusammengedrängt auf der Erde, die Luft ist schwer und erstickend, die Mienen bewegungslos, hart. Nur überleben. Sich weiterschleppen, nur noch für einen weiteren Tag.

58

In Podor verlasse ich den Fluss in der Dunkelheit und mit dem intensiven Geruch der Neemblüten. Die Sandfliegen zerstechen mich. Die Ziegen trampeln auf den Dächern der geparkten Autos herum. Der Bus nach Saint-Louis fährt vollbesetzt an mir vorbei. Ein Teil von mir bleibt zurück. Ich bin nicht mehr die ich einmal war.

Es ist heiß. Es ist Fastenmonat. Überdrüssig des Staubs, des Dieselgestanks, der Plastikberge, des klebrigen Schmutzes auf allen Oberflächen und gleichzeitig so große Sympathie für jedes Detail. Mitgefühl mit jedem Ding. Am gare routière werden Wasser, Orangen und Mangos verkauft. Und Minze, frische Minze. Niemand isst oder trinkt. Eine Bedrückung und Lähmung lastet auf allen. Zu matt, um die Fliegen zu verscheuchen.

Unser Chauffeur schreit während der ganzen Fahrt auf das Telefon ein und gestikuliert wie wild mit beiden Händen. Irgendetwas ist mit Ousmane und Abou Moussa. Er überfährt beinahe einen Fußgänger. Es gibt kein Benzin. Seit gestern ist Benzin knapp. An jeder Tankstelle, die wir hupend anfahren, gibt es nur eine ablehnene Handbewegung. Eine kleine, korrupte und hochkriminelle Clique hat diesen Planeten unter ihre Kontrolle gebracht. Seit Jahrtausenden, wenn nicht Jahrhunderttausenden. Eine berechnende Verächtlichkeit dominiert überall, wo sich die Herrenkultur breitmacht. Eine tiefe Erschöpfung nimmt Raum.

Bissau

Bissau ist üppig und grün, durchzogen von tiefsmaragdenen Wasserflächen und Bissau velho, das alte Bissau, eine verfallende, verrottende Filmkulisse. Weitläufig angelegt, asphaltierte Straßen, einige bessere Hotels. Kein Verkehrschaos, wenige Privatautos, keine fahrenden Wracks, nur lange Reihen von ordentlichen, blauweißen Mercedestaxis. Und Mangos überall. Die reifen Früchte hängen zwölf, fünfzehn Meter hoch, manchmal zwanzig. Was suchen Touristen hier. Und Geschäftsleute. Die Menschen schleichen umher wie Gespenster. Viel Militär vor einzelnen Gebäuden. Faserige, trockene Orangen, Limonen, Erdnüsse, geröstete Cashewkerne, grüne, unreife Papayas, altbackene Beignets. Ein wenig kleines, verrunzeltes Gartengemüse, ab und zu Zwiebel. Alles ist still.

Bewegungen wie in Zeitlupe. Die Leute halten sich sehr unauffällig im Hintergrund, schauen kaum auf. Sie gehen ihren eigenen Angelegenheiten nach und kümmern sich nicht um Fremde. Wenn ich aber einem Blick begegne und grüße, antwortet ein herzliches, offenes Lächeln, in einem strahlenden Gesicht. Wenn man eines dieser Lächeln erhält, dann ist es als ob mitten in der Dunkelheit plötzlich alle Kronleuchter auf einmal aufflammen.

Schwarze Schweine mit haufenweise Ferkel im Schlepptau mäandern durch die Straßen, als ob sie Bürger wären. Die Regale in den zwei oder drei kleinen Supermärkten sind vollgeräumt mit europäischen Süßigkeiten, Konserven und Alkoholika. Spendenware. Der Hafen ist wie ausgestorben, ohne jede Betriebsamkeit, obwohl riesige Containerlager auf Geschäfte schließen lassen. In der ganzen Stadt intensiver Geruch nach blühenden Sträuchern. Ich fotografiere Graffiti an den Mauern, Textfragmente auf portugiesisch, um später die Übersetzung herauszufinden. Einige Jugendliche umringen mich, zeigen auf die Wand und schreien gestikulierend auf mich ein. Andere Leute kommen dazu, rufen, lachen, deuten in Richtung Stadt. Sie lassen nicht locker. Ich verstehe kein Portugiesisch. Ein Wort wiederholt sich immer wieder: Cabral. Endlich verstehe ich, dass es sich um Zeilen des

Intellektuellen, Dichters und Unabhängigkeitskämpfers Amilcar Cabral handelt und ich mir sein Denkmal im Stadttinnerem ansehen soll. Als das klar ist: Lachen, Aufatmen, Verstehen, Wiedererkennen, großer Stolz und Freude.

Ich lebe von Omelette, Keksen, Cashewkernen, Bananen, Papaya und Kaffee. Am Morgen ist die Beklemmung weniger spürbar. Nichts von der Schwere, dem undefinierbaren, auf allem lastenden Druck in Guinea, in Mali. Dem schwelenden Zorn, Zynismus, dem Misstrauen, der Apathie. In Bissau scheint das alles ein bisschen verhaltener, diskreter, privater. Ich war nicht am Mercado Bandim. Es ist so weit, die Straßen endlos und ich bin zu müde.

Am gare routièr ein Plastikbecherchen Café, eher eine flüssige Süßigkeit und ein Stück Kuchen, als hätte man Schaumgummi und Sand zwischen den Zähnen. Überall in Bissau sind die Kuchen übrigens gleich. Millionen Plastikbecherchen Kaffee gehen jeden Tag weg auf allen gares in Africa, jede Portion Nescafé einzeln verpackt. Millionen Plastiksäckchen eisgekühltes Wasser und Saft. Niemand soll mir erzählen, dass diese schleichende Vergiftung eines Kontinents nicht Absicht ist. Um die Menschen so schwach wie möglich zu halten, mit gerade genug Kraft, um arbeitsfähig zu bleiben. Um sich jeden Tag zu verausgaben und zu erschöpfen, nur um atmen zu können. In jedem Einzelnen eine göttliche Essenz, unbegreifliche Quelle. Es muss wohl so sein. Sonst wäre der ganze wahnsinnige Furor längst mit Karacho in einem Flammenmeer untergegangen.

Wieder auf der Fähre Ziguinchor-Dakar und Tage in einem stillen Haus in Toubab. In meinen tiefsten Augenblicken denke ich an dich, Lieber. An deiner Seite ist Wärme und Sicherheit, ein Nachhausekommen. Ein Eintauchen in den Ozean im vergehenden Tageslicht. Junge Leute schlendern vorbei auf diesem schwankenden Boot, während die Sonne untergeht. Ich trinke meinen zweiten Pastis zu einem Song von Bob Marley. Man hört viel Reggae hier. Ich denke an dich, lieber Freund. Wohin bei einbrechender Nacht? Hörst du? Es wird schnell dunkel. Es wird schnell kalt. Wind kommt auf und Möwen schreien wie wild.

Thieboudienne und Yassa auf einer Terrasse am Meer. Sandige Dorfstraßen. Der Platz in Rufisque, wo ich auf den Bus warte in der

Obhut der Marktleute. Café Touba trinken, Papaya kaufen. Wieder mit den Ndiayes nach Liberté 5, über den Marché Sandaga und die Corniche entlang. Noch einmal unfreiwillig ein teures Souvenir kaufen. Gerade wenn man überhaupt nicht damit rechnet und man sich nach vielen guten Erfahrungen wieder entspannt auf ein Gespräch einlässt, an einem verlassenem Platz auf den Klippen, findet man sich plötzlich mit einem Geschenk in der Hand: eine echte Kette aus ganz echtem Hartplastik-Malachit. Wer könnte so ein Geschenk ablehnen! Und wer würde nicht ein großzügiges Gegengeschenk geben!

Musée Théodore Monod ist fast ohne afrikanische Exponate, vielleicht zehn, zwölf Masken, das ist alles. Um alte afrikanische Kunst zu finden, muss man im Ausland suchen, in grossen Pariser Museen. Im Pressecafé frühstücken, Früchte einkaufen und die Nachmittage im Dakaride verschlafen. Mit der ersten Fähre, beim Hellwerden, hinüber zur Île de Gorée.

62

Mit einem Buch von Théodore Monod hat dies alles begonnen, vor vielen Jahren. Meharées. In Afrika ist eine tiefe Freude in mir verankert worden, die nie mehr weggeht. Warum Afrika. Niemand, der ihr verfallen ist, kann es so genau erklären. Vielleicht, weil man nicht mehr fort will und nach der Rückkehr, wohin auch immer, nicht mehr aufhören kann zu lächeln. Die untergehende Sonne grüßt mich zum Abschied. Ich war nur auf einen Augenblick hier. Ein kurzer Rundumblick und schon ist das Bild verschwunden, wie aus einem fahrenden Zug. Ich weine um einen, den ich verloren habe, zu einer Zeit, die kein Alter kennt. Nachts schlägt das Wasser sanft an die Mauern und es ist wie strömender Regen. There's great beauty in everything.

GUDRUN TUULIA

DIE ERDE IST EIN BEFREMDLICHER ORT. AFRIKA 1



63

STÄDTE, ORTE, MENSCHEN

Ein Raubtier im Käfig. Ein verwischter blassgrauer Schatten hinter schwarzen Stäben. Es ist so kalt, es wird nicht Sommer dieses Jahr. Es ist immer kalt, unabhängig von der gemessenen Temperatur fröstelt man. Eine schmerzhaft Kälte, die von innen kommt.

Dazwischen Hitzeinseln ohne Wärme. Sie erzeugen ein brennendes, scharfes Gefühl auf der Haut, einen schwülen, erstickenden Schatten, der alles niederdrückt und umhüllt. Ein Gefühl, als ob die Luft aus scharfkantigen Kristallen bestünde, schneidend und vergiftet. Es gibt keine Jahreszeiten mehr, keinen Rhythmus der Natur. Das Licht ist kein Licht mehr. Eine aggressive Strahlung. Es hat nicht nur keine heilende Funktion, es schwächt und schmerzt durch und durch. Der Planet ist jetzt zur Gänze isoliert, jeder Kontakt zur restlichen Welt abgeschnitten.

64

Der Anfang

Zwischen München und Stuttgart. Ein Vorort, eine Friedhofsmauer, eine Wiese, ein alter Baum. Nachts machte es klack-klack-klack, etwas fiel auf meinen Schlafsack. In der Früh sah ich, dass es Käfer waren. Ich packte mein Brot und mein Stück Käse aus und es war voller Ameisen. Das machte nichts, ich wischte sie ab. Ich streunte in Straßburg herum, die alte Stadtmauer, den Kanal entlang. Bilder, die sich mir unauslöschlich eingeprägt haben. In Metz saß ich mit meinem Rucksack an einer Bushaltestelle am Boden und wartete. Eine Frau aus einem gegenüberliegenden Haus brachte mir Kakao und Butterbrote. Bei Saint Didier ging ich in ein Espresso und bat, das Telefon benutzen zu dürfen. Ich rief meine Mutter an, sagte ihr, dass es mir gut ging und dass ich mich wieder aus Paris melden würde. Die Arbeiter an der Bar verstanden ein wenig Deutsch, schauten mich an und die Kellnerin lächelte und verlangte kein Geld. Der Fahrer des letzten Wagens, der mich

mitnahm, setzte mich spätabends ab auf den Champs Elysees. Ich wusste nichts anderes zu tun als durch die Straßen zu wandern, rund und rund und rund, bis ich mich vollkommen erschöpft auf eine Bank fallen ließ. Jemand, der mich schon länger beobachtet hatte, setzte sich zu mir und fragte, ob ich Hilfe brauchte. Mir fiel nichts besseres ein, als ihn anzufauchen, dass ich allein bleiben will, was er respektierte. Im Morgengrauen wanderte ich hinaus an den südlichen Stadtrand, zur Ausfahrt Richtung Lyon.

Wien, Venedig, Ancona

Café Rio. Wenige Gäste, ältere, unförmige und grell geschminkte Frauen, die stumm nebeneinandersitzen und vor sich hin starren. Einige alte Paare. Im Radio Erika Pluhar. Ein verirrtes Touristenpaar. Ein Aquarium. Chinesische Leuchten. Niedrige Hocker. Eine Frau mit strähnigen Haaren. Hier sitzt sie von acht bis zwei und trifft Bekannte und Nachbarn, dann geht sie nach Hause und kocht Erdäpfelsuppe und Weißkraut . . . jo, dafia, daß da die wohnung weggnumman hobm in da kaiserstroßn . . . olles hot de zerstört. ihra hots de wohnung weggnumman, in hansi des kind, iwaroi hot sa se einigmischt, ruafs aun und sog, si soi scheißn gehen, fia mi is gstuabm. mia woan sechse und zerstritn nua wegn da ötastn. solange de mutta no glebt hot, hot sa se net traut, und kaum woa de mutta tot, hots aungfaunga. i kau mi erinnern, do woa i a schulbua, hots gsogt: i bin net amoi von eam, i bin von an russn. En vota hots scho eingrobm, do woar a no net amol tot . . . das telefon klingelt . . . jo jo mia san eh do.

65

Vier Uhr dreißig am Bahnhof Venedig. Eine alte Frau im Nieselregen. Zwei Männer, die ratlos vor einem Kaffeeautomaten stehen. Um sechs macht das Bahnhofscafé auf. Ständig auf der Flucht, nur nicht in die Gesichter der Menschen schauen. Café und Croissants. Die Männer am Automaten sprechen französisch. Das Heraufkommen der Nacht beim Verlassen der Stadt und acht Stunden später der milchige Nebel. Eine Frau mit Strohhut, langen blonden Haaren und roten Lippen, in jeder Hand zwei Nylontaschen, stolz und selbstbewußt.

Seit vierundzwanzig Stunden unterwegs, seit sechsunddreißig Stunden kaum geschlafen. In Ancona verirre ich mich vollkommen übermüdet im Hafen- und Gewerbeviertel und schlafe schließlich auf einem Stück Wiese an der Straße nach Süden. Gegen halbsechs weckt mich ein Hund. Es ist kalt und feucht. Aber jetzt sehe ich, daß sich direkt unter mir die Wellen an der Steilküste brechen. Den Bus zum Bahnhof, frühstücken mit den Arbeitern, die mit den ersten Morgenzügen in die Stadt kommen. Überall Paare, die sich umarmen und eine schöne, nicht mehr ganz junge Frau, die nervös eine Zigarette nach der anderen raucht und mit sich selbst spricht. Den Vormittag am Strand, ab uns zu ein Mann mit Hund, am Sandstrand Bagger, ein paar umgedrehte Boote. Im Café Wein trinken und wieder Regen. Bologna, Ancona, Pescara. Weiter kam ich nicht. Die Küste entlang zurück nach Fano und über die Dörfer. Die Befestigungsanlagen, die Zitadellen. Fano voller Schaufenster und italienischer Frauen wie Puppen. Diese Müdigkeit muß ausgestanden werden. Pesaro. Das Aufwachen am Strand warm, weich.

66

Stille, Licht, Wasser. So leicht alles. Die Carabinieri auf Fahrrädern. Das tägliche, verlässliche Wiederkehren des Lichts. Es sind nicht die spektakulären Aufgänge, knallrot und überdimensional über dem Meer. Davon verträgt man nur ganz wenig, und das nur in seltenen, unerwarteten Augenblicken. Es ist vielmehr das unmittelbare Aufblitzen in einer Lücke zwischen den Mauern der verlassenen Industriesiedlungen, nach einer endlosen und unruhigen Fahrt durch die Nacht. Es ist die Septembersonne am Küchenfenster vormittags um halbzehn, spät genug, und das Taubengurren im Hof. Jeden Monat wandeln sich die Töne, die Farbintensität, die Stimmungen. Im Jänner, man hat das Licht schon beinahe vergessen, sein blasses Erscheinen, sein perlmuttfarbenes Schimmern hinter einer dichten, weißen Wolkendecke, der schwere und nasse Schneehimmel ein wenig aufgehellte, nachmittags um zwei, für kurze Zeit. Schön ist der sinkende Abend über dem Feld, wenn die Sonne unter- und der Mond gerade aufgegangen ist und die Mücken tanzen.

Ostsee

Im Bus kein Auge zugetan. Es ist heiß und stickig. Immer wenn ich gerade einnicke, ist Pause und Ansage und Licht und Lärm. Das Gute ist, es regnet nur ganz wenig. Mark Brandenburg. Uckermark. Nebelverhangene Wiesen, Felder voll Mohnblumen. Landregen von Berlin bis zum Meer, mit dem Regionalzug von Dorf zu Dorf. Irgendwo werde ich Schuhe kaufen müssen. Ich spiele Touristin im Café, mit Blick aufs Meer. Kürbissuppe und Wein. Dumper Kopfschmerz vor Müdigkeit. Dünen, Kiefern, Möwen. Krähen.

Der Strand ist menschenleer. Dünen, Wind. Hinauf zum Peenehafen in Karlshagen, Veermaster. Der einzige Gast auf der Terrasse und rund um mich geht der Wolkenbruch nieder. Die Masten der Segelboote schaukeln wie wild. Ich lese Tod in Venedig und trinke Espresso. Geräuschkulisse aus Wind, quietschenden Masten, klappernden, klingenden Metallteilen, den plätschernden Wellen, den an die Kaimauer schlagenden Holzklötzen und Bootsfendern, entfernte Musik und Wind. Die schwarzen Wolken sind weitergezogen, der Himmel wieder weiß.

Im Regen nach Koserow, Kölpinsee, Stubbenfelde, die Füße im Wasser. Nur mehr das Auf und Ab der Wellen und der weiche Sand, eingehüllt. Seegrasbüschel, Ebereschen, Vogelbeer. Im Lieper Winkel die Wege voller Bucheckern und Kastanien, Wildäpfel. Der Peenestrom so still, scheinbar unbeweglich und weit. Pudagla, Neppermin, Balm, Morgenitz, Mellenthin, Krienke, Pankwitz, Liepe, Warthe. Alleen, vereinzelte Autos. Ziegen, Schafe, viele Pferde. Kleine Landwirtschaften mit einem freilaufenden Schwein, das die Gänse begrunzt und die schnattern zurück ohne Ende. Die Sonne blendet sich schräg ein über der Terrasse, die Bäume wackeln und das lange Dünengras legt sich flach auf den Sand. Alle Dinge sind lebendig, nur wir schlafen. Wir sehen nichts. Das Wasser glitzert und grollt. Jetzt will ich, dass es Sommer bleibt, dass es keinen Abschied gibt. Die Abschiede immer tiefer, beunruhigender und unwiderruflicher.

Triest, Piran, Hvar

Alles gelb und rote Rosen überall. In den Parks alte Eichen, wie man sie sonst nur auf Gemälden des 19. Jahrhunderts sieht. Das Klappern der Klapotece. Rosen, gelbe Astern. Ein einzelner Motorradfahrer macht in einem Gasthaus an der Straße Pause. Wo wird er am Abend sein: in Zagreb? in Belgrad? Und morgen, übermorgen in Istanbul?

Herbsttage in den slowenischen Weinbergen und die Dämmerung über Triest, der Wind, das gelbe Licht der Straßenlaternen im Zimmer. Der Herbstnebel und die Feuchtigkeit vom Meer her. In einer alten Bürgerwohnung alte Bilder an den Wänden: Triest im Regen. Kein Mensch, nur Möwen und Steine und tiefhängende Wolken. Obst einkaufen und den Rest des Tages verdämmern.

Wellen schlagen gegen die Kaimauer. Wieder Oleander, Heckenrosen, Granatäpfel, Oliven, Wein. Später werfen die Felsen riesige Schatten aufs Wasser, das in Blautönen changiert. Heftiger Wind, schwerer Wellengang. Das Rollen der Brecher die ganze Nacht. Man hört nur die Bässe. Gibt es denn Herbsttage, an denen der Regen nicht aufhört und eine alternde Frau allein in ihrem Palast sitzt? Rosen, Roze. Überall Rosen. Abends und morgens menschenleer. Nach dem Regen Musik aus den Bars. Möwen umkreisen ein Boot.

Die Stille über dem Meer, wenn der Tag heraufkommt, die Dämmerung. Das Licht glitzert auf den feuchten Holzbohlen. Gerade war es noch Nacht. Ein leiser Schimmer breitet sich über den Himmel, ein leises nebelgrau. Vereinzelte Geräusche von Menschen. Verhaltenes Türenzuschlagen, Motorengeräusche von Frühaufstehern, die zur Arbeit fahren. Eine feine Linie zeichnet sich ab zwischen Meer und Himmel. Warme Nachtlampen in den Straßen, regennass von der Nacht. Und erste Möwenschreie, ein erstes Kreuzen und Segeln im hellen Dunst.

Jeden Morgen wieder das Licht. Man kann es nicht herbeizitieren, nicht beschleunigen, nicht verhindern, nur erwarten. Es erscheint sicher, verlässlich. Auf dem Dach eines alten Fabriksgebäudes, über den verwitternden, abbröckelnden Mauern, den verbarrikadierten Fensteröffnungen lässt sich ein erster Vogel nieder und bleibt lange. Grünspanige Ziegelmauern und verrostete, durchhängende Dachrinnen, vergitterte Luken ganz oben, eingewinterte Sonnenschirmberge, eine grüne Plastikpalme. Unter den Lampen vertraute, schützende Inseln in der Kälte. Draußen gleiten lautlos große Schiffe vorbei.

Metall, das gegen Metall schrammt. Das Inwendige will nach außen, immer schon. Kiefern, Zypressen, Palmen, sanfte Saxofonklänge und eine weiche Stimme - ein Boot an einer morschen Leine, halb voll Wasser, an dem der Sturm reißt und zerrt. So dankbar für das Blau jeden Morgen, das hereinzieht von draußen und diese hässliche Welt barmherzig einhüllt, für das glasklare Licht ganz früh, und die Silhouetten der Stadt, die eine unwiderrufliche Grenze definieren. Blauregen. Ich dachte immer, er heißt so, weil er aussieht als würde das Blau vom Himmel herunterregnen an Spätsommernachmittagen, kurz vor einem Gewitter.

Es wird Dezember in der Bucht von Koper, die seltenen Sonnenstrahlen fallen schräg auf die Steine. Ein anthrazitener Dunst legt sich auf das Wasser und verwischt alle anderen Töne. Die großen Frachter werden in den Hafen gelotst wie verirrte Gespenster. Es wird früh dunkel und kalt. Über den Bergen hängen Gewitter. Eine Bedrohung ist spürbar, die der Wind vor sich hertreibt und tanzen lässt, mit den letzten Blättern. Das letzte Schiff für heute legt ab vom Kai.

Immanente Schwermut. Verloren gegangen wie ein Stück Ladung, von einem LKW gefallen, irgendwo auf der Landstraße. Und die Dunklen in den Lederstiefeln marschieren und salutieren, während in mir alles zusammenbricht. I've lost my way. December. Darkest days.

Ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs. Ein Schwan mit goldenen Augen, ein Pferd, eine Möwe. Lassen und gelassen seyn, sagt Meister Eckehart. Das Grand Café Hotel Piran öffnet mit dem ersten Licht und leiser Barmusik, ein Kellner steht dezent im Hintergrund. Ein

zeitloser Ort für Frühaufsteher. Männer in gelbem Ölzeug machen die Boote bereit zum Auslaufen. Unter den spärlichen Lampen sitzen sie rauchend im Halbschatten, während einer von ihnen aus dem Hafenbecken hinausmanövriert.

Später das dalmatinische Grün und Blau, das kristallklare Wasser bis auf den Grund. Die Kiefernhängen, das erste mediterrane Märzgrün. Die steinernen Villen am Wasser, die schwarzen, vertrockneten Granatäpfel vom letzten Sommer. Johannisbrot und Rosmarin. Ich habe auch einmal in einem Palast gewohnt und Boote gehabt, unten im Hafen.

Why am I suddenly scared! Es ist so kalt. Eine Wohnung hinter dicken Steinmauern, daneben die Bäckerei, pekarna, um drei Uhr früh frischer Brotgeruch und ein Alter, der Netze ausbessert vor seinem Haus. Nachts das Aneinanderschlagen der Boote. Männer unterhalten sich quer über den Platz, rufend, lachend. In einem gelben Zimmer summt der Kühlschrank, tickt die Uhr, die Stimmen der Frauen von weit, übers Meer.

Zum Busbahnhof, Kaffeetrinken und die Küste hinunter nach Split, am Hafen essen. Risotto, gegrilltes Gemüse mit Mozzarella überbacken und Caprese. Die großen Jadrolinja-Fähren liegen am Kai und weiter draußen die Kreuzfahrtschiffe. Überfahrt nach Rogac, Solta. Anlegekai, Tankstelle, Ticketbüro, ein geschlossener Kiosk. Die Kellnerin im Espresso empfiehlt ein Zimmer beim Restaurant, ein Stück den Berg hinauf, inmitten von Wein, Oliven, Oleander, Lavendel, Granatäpfeln, Feigen. Einen Waldweg entlang zum Leuchtturm. Wein, viel Wein. Nach Grohote hinauf, ein altes Steindorf, inmitten der Macchia. Mala Rudine, altes Dorf aus überwucherten Steinquadern, bewohnt und gepflegt, zwischen Mandeln und blühenden Kakteen. Nur Steine und Grün. Katzen streichen vorbei, Wäsche trocknet auf der Leine, Gartengeräte, Gerümpel und Bretter lagern im Hof. Dann Stimmen, Lachen, Regen, Benzingeruch und Vogelzwitschern. Kleine Gärten zwischen Makadamwegen. Abends die glitzernden Boote entlang, auf deren Decks die Menschen essen, trinken, lachen. Von einem Tag auf den anderen sind alle großen Segler und Motoryachten weg. Es wird still bis auf die Stimmen aus dem Dorfcafé, die Zitronenbäume beugen sich im Wind, es regnet. Hunde jagen einander den Kai hinunter,

eine Wolkenbank zieht herein, um sich hier niederzulassen und auf die Boote zu legen über den Winter.

Noch einmal durch das Dorf, noch einmal hinunter zum Hafen. Ein Fischkutter kommt herein und mit ihm das Geflatter kreischender Möwen. Den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch Blitze, später Donner. Zuerst ein Indigohimmel, dann lauert ein schweres, anthrazitfarbenes Tier auf die Nacht. Eine Schwärze ohne Stern. Es schüttet Stunden. Am Morgen stehen Seen in den Gassen.

Béziers, Marrakesch

Toulouse, Béziers, Valras. Kurz vor Millau die grünen Bergkuppen, die Bergstöcke mit ihren schroffen Abbruchkanten, Steinblöcke verteilt in die Hügellandschaft. Les Causses. Paulhe, alte Steinstadt an einen Bergrücken geklebt. Herumirren in der Stadt, auf der Suche nach Wegen. Die dunkleren Wolken ziehen herein. Nachts der tiefe Himmel über den Dächern, ein Rest von gelbem Licht in den Gässchen. Café Mandaroux. Einem Tramper Geld geben. Menschen Menschen, Menschen. In der Stadt die gleichen kaputten Gesichter wie in Innsbruck oder Wien, die gleichen selbstzufriedenen, spröden, brüchigen Larven. Die Frauen, gut frisiert, teuer gekleidet, bewegen sich wie Holzpuppen. Ihre Mienen machen mir angst. In Béziers enge, hohe Gassen, mediterrane Fassaden mit Balkönchen und Wäsche. Alte Kirchen, die Stadt ohne Sonne. Viele Häuser sind verschlossen, stehen zum Verkauf, zu vermieten, abgewohnt, verlassen, bedrohlich. Die Gesichter verhärtet, verödet. Krank, Verhärtet, in sich zusammengefallen, fahl. Sogar die Katzen wirken krank. Europäisches Land. Ein Schatten über allem.

In Valras leerstehende Feriensiedlungen für Familien aus den Sechzigerjahren, Zweitwohnsitze für Rentner. Ende der Saison. Jedes zweite Haus in der dritten Reihe hinter dem Strand ist zu verkaufen. Starker Wind, stürmisches Meer, düster. Die Sonne schafft es nicht, durchzudringen bis zu uns, aber der Wind bläst die Gedanken weg. Das permanente Anbrausen der Wellen, der stete Rhythmus beruhigt mich, dämpft die Unruhe und das panische Umtriebensein.

Der Himmel ist grau und das Wasser peitscht über die Wellenbrecher, nur Schaum und Gischt und ein tiefes Dröhnen, wie Motorengeräusch, vom Horizont her. Die Kübel mit den Palmen werden vom Strand und den offenen Plätzen weggebracht und hinter Mauern geschützt zum Überwintern untergestellt. Ein Café nach dem anderen räumt die Veranden und Wintergärten leer, die Strandzugänge werden mit Brettern verbarrikadiert, es sind kaum mehr Leute unterwegs. Mit einigen der letzten Paare, französischen Touristen, sitzen wir zusammen mit dem Blick noch aufs Meer, langsam weicht das Gehetze der Stille, der Langsamkeit, der Gelassenheit. Dämmerung zieht von allen Seiten herein, die ersten Leuchtschriften flackern auf. Der Himmel ein volles Halbrund, die Wolkenherden ziehen davon, Wolkenschiffe. Später kommen die grauen Ozeanriesen, die lange vor Anker liegen und dann den ganzen Winter brauchen bis hinter den Horizont. Noch einmal ist Spätsommer, das Meer glitzert und singt.

In einer Brasserie an der Place de la Révolution, hinter der Cathédrale Saint Nazaire, unter den Platanen, an einem steinernen Brunnen. Rosé du Maison, ein tiefes Ankommen und Verankern in der hellen Mittagsstille. Schwimmen in tiefen Gewässern. Schwalben durchkreuzen den Blick. Das Licht wechselt ständig, an Oleanderalleen, Pinienwegen, an Palmen, Kaki- und Granatapfelbäumen entlang. Immer langsamer werden und immer weniger reden. Man muss nichts, wirklich nichts tun ausser einen Pastis trinken gehen, ein wenig Brot essen und Nüsse und den Wechsel vom Tageslicht zur Dämmerung beobachten. Abends in Toulouse: Crème Dubarry, Risotto Champignon, Tarte Maison, Vin Rosé und friedlich nach Hause stolpern durch die abendliche Stadt.

An einem sonnigen Tag, an einer fremdartigen Küste erinnere ich mich an die vielen vergangenen Aufenthalte auf der Erde. Du hast gefragt: Was ist das Schwerste dort unten. Nun, solange man nicht hungert, gefangen und gefoltert wird, solange einem die Kinder nicht umgebracht werden – ist es die Isolation. Alles ist Fälschung, unvollkommene Kopie. Eine Schicht aus Eis umschließt alles. Das Dunkle hat alles berührt und vergiftet. Deshalb können wir auch nie sehr lange bleiben.

Die letzten Tage einer Welt. Kann man das begreifen? Wohl nicht. Wir leben wie immer, nur dass der Druck und die Anspannung zunimmt. In Marrakesch braucht man jemanden, der einen an der Hand nimmt, um nicht drei Tage lang, zehn Stunden am Tag durch die Souks zu rennen und in der Mittagshitze über die glühenden Plätze, um am Abend erschöpft und überreizt, mit wunden Füßen ins Hotel zu wanken. Aber die wirkliche Erschöpfung kommt erst am vierten Tag, die Sonne strömt von oben, der Lärm, die Musik, das Geschrei von allen Seiten, man kann nur mehr auf den Boden schauen, ein dreiviertel Meter vor die eigenen Füße. Fußgänger, Radfahrer, Motorradfahrer, Esel- und Pferdekarren, Räder mit Ungetümen von Anhängern, auf denen die Familien sitzen, Touristen, die den fließenden Strom aufhalten. Ein Labor, ein ständig übersprudelnder Kochtopf, man ist auf engstem Raum zusammengepfercht mit seinem eigenen mitteleuropäischen Charakter. Man muss gelassener sein, weicher, fließender. Viel toleranter, freundlicher. Die heiseren Gesänge mit ihren leichten, melodiosen Tonfolgen im Hintergrund fünf Mal am Tag erinnern daran. Beruhigen, betäuben.

73

So weit fort wie möglich, von den mörderischen, vergifteten Städten. Von den kaltherzigen, erfrorenen Blicken, gelähmt von Schrecken und Angst. Langsam in staubigen Straßen wandern, wo es nichts zu sehen gibt. Auf Steinmüerchen sitzen, dem Wind zuhören, entfernter Musik oder den Gesängen von den Minaretten. Den Ziegen zusehen und den vorbeiholpernden Eselkarren. The sadness only deepens. I forgot that love existed. Gespenster, Schatten, tanzende Irrlichter. Ich starre in einen Nebel und überall zerfließt das Bild. Weißt Du noch? Die Erde ist der härteste, unmenschlichste Platz. Du tauchst durch Zone sechs, durch eine Schicht aus Verzweiflung und Resignation und dabei zerbricht deine Kraft bis auf einen winzigen Rest. Jeder ist anonym. Hass regiert alles.

Die Welt überschattet von Müdigkeit und Anspannung, Getriebenheit, Gehetze. Plötzlich und schnell wird es dunkel und kühl. Der Bodensatz wird aufgerührt und der besteht aus Trauer ohne Trostmöglichkeit.

WINTER IN WIEN

Der Himmel ist kalt und weiß. Die Hässlichkeit der Stadt atemberaubend. Automaten beherrschen einen virtuellen Raum. Ein graubraune Schicht, knapp unterhalb der Wahrnehmungsschwelle. Farb- und bewegungsloses Entsetzen. Ungeduld, instabiles System, augenblicklich am Kippen. Kein Boden unter den Füße. Sintflut. Strömender, peitschender Regen. Wassermassen, die alles zu begraben drohen. Ineinandertanzende Strudel. In einer Pyramide aus Licht regungslos, atmend. Fassungslos im Zentrum der Angst. Regen. Worte, die nicht die Abstraktion einer Abstraktion sind. Regen und untergehende Welt. Müde des ständigen Entwurzeltseins. Kein Schritt mehr. Der Horizont bleibt leer. Das kleine Boot ist gekentert, seit langem. Lauf der Welt. Kein Unwetter, kein Sturm, nur halb Unachtsamkeit, halb böse Absicht. Eine Dunkelheit legt sich auf mich. Ein verwundetes Tier sucht eine Höhle zum Sterben. Ich bin hier niemals zu Hause. Ich fühle nur Schmerz.

Als hätte ich einen Schlag auf den Kopf bekommen und ginge jetzt benommen und orientierungslos umher. Der schwelende Hass, die unterdrückte Panik überall in der Stadt direkt greifbar. Ein vergifteter Sumpf, der die abgründigsten Personen anzieht. Eine Spirale nach unten in primitive Machtkämpfe. Hyänen, die um ihren Fraß kämpfen. Niemand bemerkt etwas. Für alle ist alles normal. Menschen sind so. Sie klumpen zusammen, schmeicheln und umgarnen einander. Sie können nicht anders. Keiner kann alleine stehen.

Der auf allem lastende Druck, die Verlogenheit, der Zynismus, die Panik in den Gesichtern. Die Rohheit und Unbarmherzigkeit sich selbst gegenüber. Die leeren Blicke, die roboterhaften Reaktionen, das Geschwätz. Armselige Illusionen als Gegengabe, die bald zerbröckeln. Die Stadt ist begraben unter einer dicken, grauen Schicht aus Verleumdung und Hass, der alles Lebendige erstickt.

Ein Spiegelkabinett, das hinter den Bildern nur Schmerz bereithält. Der Treibsand, in dem versinkend man ganz umsonst um Hilfe schreit in Todesangst. Erde. Warum sind die Dinge so wie sie sind.

Sklavenplanet. Sklavenstern. Die Welt ist vergiftet und die Trauer hat mich fest im Griff. Es ist alles kaputtgegangen. Lüge, Betrug und Tod. Schwerer Schlaf. Ich erwache zerschlagen. Zu spät. Der Schmerz sitzt zu tief. Er wütet in mir wie ein ausgehungertes Raubtier und wird mich umbringen. Zu spät, zu viel, zu schwer. Mein Herz reißt an seinen Ketten, ein gefangenes Tier. Eine Druckwelle bewegt sich über uns hinweg und nimmt uns den Atem. Wellen von giftigem, schwarzem Schlamm donnern über uns weg. Eine Faust packt uns und taucht die Welt in Schwärze. Was für ein Planet.

Ich durchwate einen finsternen See in tödlicher Stummheit, besinnungslos. Krieg. Arbeitslager, Konzentrationslager, Ghetto. Wer fragt, ob das gerecht ist. Knechtarbeit, sechs Tage die Woche von früh bis spät. Die Mägde, gezwungen und vergewaltigt. Das Kind nimmt man ihnen weg, es wächst verwahrlost im Findelheim auf oder es kommt als Arbeitskraft zu Bauern, schon ganz klein. Wer fragt danach. Die Härte und Grausamkeit mit der diese Wesen einander buchstäblich in der Luft zerfetzen, die Unerbittlichkeit und Aggressivität, mit der sie sich gegeneinander abschotten, die Feindseligkeit, mit der sie nur das Übelste voneinander erwarten, ist herzerreißend. Die menschlichen Wesen, von einer Armee von Dämonen beherrscht, erbarmungslos, sind kaum mehr erkennbar. Am Boden zertreten, kaum lebensfähig. Cast out. Cursed, damned, sent away. Jeder kämpft allein. Jeder hat Angst. Ich nahm die Straße am Fluss. Es hilft nicht. Welches Buch ich auch zur Hand nehme, es hilft nicht mehr. Die unmittelbare Realität ist so fordernd, so zwingend, es gibt kein Ausweichen mehr. Kein kurzes Augenschließen, Luftholen. Der Gegner ist direkt über uns. The darkness overwhelming, no cure. Über zerklüftete Felsen, schroffe Abbrüche, kaum ein Schritt möglich. Es ist eisig und dunkel. Über die Grenze. Das Frühlingsland hinter mir. Die Sümpfe, der Wald, die Schneefelder, der Ozean. Die Städte, die Hochebene. Weit unten liegt im Hafen ein Boot.

Fremd, entwurzelt, unbehaust, unbeheimatet. Verwahrlost, verwildert, ausgeschlossen, unerkant, davongejagt. Mit Mord bedroht, ignoriert, isoliert, vergessen. Der eiskalte Wind zerrt an den Nerven und lässt einen durch und durch erstarren. Man erfriert innerlich. Keine Jahreszeit. Keine Zeit. Dann der Regen, wütend, prasselnd. Die Trauben am Kuchen schimmeln schon nach einem Tag. Alles ist am Verwesen, Zerfallen, in Auflösung. Das Alte abwerfen, verbrennen. Hitzeanfälle.

Eingeschlossen in einem engen, verrauchten Talkessel, stigmatisiert, ohne Gedanken und Gefühl im Kreis tanzen, alles in seinen Sog ziehend, das eine eigenständige Bewegung wagt. Die wohlstandigen Frauen mit den ledernen Gesichtern. Härte, Erstarrung, Zwang, in eisernen Willen und verzerrte Durchhalteformen gepresst. Unheilbarer Zorn. Brechen. Fallen. Kein Happy End. Keine Geschichte mehr zu erzählen und kein Aufbruch mehr irgendwohin.

76

Die Zerrissenheit, Heimatlosigkeit, Unruhe, das Fragmentarische, zahllos abgebrochene Versuche und Neuanfänge, sinnloses Scheitern. Der Totentanz der Zeitgenossen. Ein unsichtbarer, unspürbarer Orkan tobt. Wir sehen nur seine Auswirkungen, die Verheerungen in den Menschen, lautlos. Sie verdorren von innen heraus. Halbtot durch die drückende, stickige, lähmende Stadt, an Mauern entlang, die Schweiß und Verbitterung ausströmen, ausgesetzt einer brennenden, stechenden, unerträglichen Hitze in überfüllten Betonschluchten gehe ich durch eine kohlschwarze, verkohlte Landschaft. Verbrannt. Alles hinter mir zerfällt zu Asche. Verbrannte Sträucher, Baumstrünke, groteske Formationen. Furchtbare Schwere lastet auf allem. Das Phantom einer uralten Frau hockt in einer Höhle, eine Greisin aus schwarzem Staub. Keine Angst, nur ausweglose Schwärze und Trauer.

Wir leben in der Hölle. Keiner hilft dem anderen. Nur Kampf, Ringen, Hetzen, Scheitern. Als Kind immer Kopfschmerz, unterschwellige Angst vor allem. Zornig, verstockt, stumm. Abgrundtiefe Verzweiflung dahinter. Dumm, bockig, stur. Rachsucht und Arroganz und zertreten wie ein Wurm. Als Teenager gelernt,

eine massive Fassade aus Unnahbarkeit zu halten. Trotz und Hass auf das Leben. Tief gefallen und nichts gelernt.

Zurück ins Finstere, die Nacht, ins Unbewusste, ins Nichtwissen, ins Nichtfühlen. Bewusstsein ist Schmerz, Folter, Entsetzen. Unsäglich. Betäubung, Vergessen, Vergehen. Sich zu den Steinen legen für den Rest der Zeit. We are disintegrated souls, chasing shadows. Gefangene Geister.

Die Fassade zerbröckelt, die bisherigen Sicherheiten eingebrochen, eingestürzt. Die Illusion, scheinbar so stabil, hat sich verflüchtigt. Ich stehe auf einem Trümmerfeld, Schlachtfeld, verbrannt, von der Hitze verdorrt, verwüstet. Gebleichte Gerippe, der Himmel von einer hellen, schmerzhaften Farblosigkeit. Ein verletztes, von der Herde verstoßenes Tier. Cesare Pavese's Letzte Gedichte, von einer fundamentalen, essentiellen Traurigkeit. You, Wind of March. Doch der Alptraum verblasst, vergilbt. Eine tiefe Desillusionierung bleibt. Ein Bruch, der sich allmählich, sanft, gedämpft vollzieht. Nicht ein schriller, unerwarteter Schmerz, der sich in den Körper brennt wie ein Laser. Eine wortlose Bekümmertheit. Ein kleiner Kummer, kaum der Rede wert.

77

In eurem Krieg war ich nicht. Aber es hat mich auch zerrissen. Schwer von Erinnerungen und Irrtümern. Keine Kunstsprache. Ich lerne erste Wörter wieder. Keine Familie. Nur eine Reihe von angenommenen Müttern. Ein nebelhafter, regnerischer Abend schmiegt sich an die späte Stadt. In den Wohnungen erwachen Lichter und Gespenster sitzen auf den kalten Bäumen. Amseln schweigen verblüfft. Das nasse Licht begrenzt einen enggezogenen Kreis, schließt den Horizont, reflektiert in deinen Pupillen. Hier leben keine Familien, keine glücklichen Paare. Nur Einzelgänger, erdachte Geschöpfe transitieren vereinsamt die Stunden.

Ein Kind im Zustand permanenter Panik. Es macht ins Bett. Langsam, schüchtern, abgelehnt, weggesperrt. Verspätet in der sozialen Entwicklung, weit zurück geblieben. Mit vierzehn geben sie das Kind in Dienst. Ein kaltes, anonymes Umfeld mit strikten Regeln, ohne jede Wärme, ohne jedes menschliche Interesse. Jedes Verhalten, das nicht ins Raster der belanglosen Oberflächlichkeit

passt, wird lächerlich gemacht und verhöhnt. Das Kind stiehlt Geld, regelmässig kleine Beträge. Es schreibt kindliche, kindische Briefe voll nichtssagender Formeln, inhaltsleere, verlogene Stehsätze. Gegenseitiges Niedermachen und Gemeinheit herrscht vor. Jede lauert auf die kleinsten Schwächen der anderen und benutzt sie, um hinzutreten und auszulachen. Es ist 1975 und theoretisch ist die „Schlimme Zeit“ seit dreißig Jahren vorbei. Nur theoretisch. Das Denken ist dasselbe geblieben. Hass regiert, unmenschlicher, eiskalter Hass allem gegenüber, das lebt. Das Klo ist quer über einen pechschwarzen Hof voll Gerümpel. Um nichts in der Welt kann das Kind dort hinaus. Es verrichtet die Notdurft nachts in eine alte Emailschüssel und schiebt sie unters Bett. Dort bleibt sie. Dann kommt das Blut der ersten Menstruation dazu und das hilflose Hantieren mit umständlichen Baumwoll- und Wattebinden. Alles unters Bett, weg aus den Augen. Alles weg.

Die Kindheit ist ein schreckliches Reich. Kein Schlagen, kein Schreien, keine Schimpfworte, kein Alkohol. Keine Schulden, kein Streit. Nur eisige, strafende Blicke voll Kritik. Das vernichtende Urteil wird gefällt und man weiss nicht, weshalb und wofür. Als Kind stolpert man betäubt vor Schmerz durch die Tage, bemüht, den unberechenbaren und willkürlichen Attacken so gut es geht, auszuweichen. Man macht sich in einem halbbewussten Dämmerzustand so unsichtbar wie möglich, um keinen Anlass zu bieten. Als Erwachsene gibt es diese Fluchtmöglichkeit nicht mehr. Man kann nicht mehr die Augen schließen und so tun, als sei man nicht da. Nur mehr Panik. Ein kleines Unglück, nicht der Rede wert. Ich habe es im Griff. Bestimmte Gedanken darf man nicht denken.

Ich kenne niemanden von den Verwandten. Es müssen hunderte sein. Familien, die lange ansässig waren, deren Geschichten zwei-, dreihundert Jahre zurückverfolgbar sind. Reiche Bauern, arme Häusler, Rauchfangkehrer, Wirtinnen, Bürgermeister. Als Kind, als linkischer Teenager bin ich wohl irgendwo herumgestanden bei Hochzeiten, Geburtstagen, offiziellen Anlässen. Überall im Weg, aus dem Weg geschubst, am liebsten immer unsichtbar vor Angst und Scham. Kriecherische Tratsch- und Intrigensippschaft. Ab einem bestimmten Moment beginnt jeder mit dem Verbiegen und Anpassen, mit dem Beifall heischen, gierig nach Zustimmung und

Bestätigung. Du gehörst zu uns! Du bist eine von uns! Der Preis ist Unterwerfung und Schönreden, Schöntun. Ein Gespinnst aus Falschheit und Lügen. Die Feierlichkeiten, das gemeinsame Essen, die Zugehörigkeitsrituale überlässt man den respektablen Verwandten, den mehr oder weniger wichtigen Selbstdarstellern. Keiner interessiert sich für den Menschen, der unter der Kleidung steckt. Familie, zwei Kinder, Haus und Auto. Besser zwei. Eine Wohnung mit ordentlichen Möbeln, damit man jemanden einladen kann, ohne schlechte Nachrede und Tratsch befürchten zu müssen. Einen Betrieb oder wenigstens eine repräsentative Dauerstellung. Kleinbürgeraufstieg. Der Hass, die Missgunst und Verachtung, die innere Panik, die Einsamkeit und die Depression, das muss verborgen sein.

Ich habe ja gewusst, dass das Alte ALLES sterben muss, und dass für eine Zeitlang ALLES unklar, undurchschaubar sein wird. Dass eine Zeitlang ALLES nur mehr leere Hülle sein wird. Erinnerungen, Schwermut, Enttäuschung. Muss ich jeden Stein aufheben, unter dem ein Skorpion sitzt? Leise Nachtgeräusche, einzelne Schritte auf der Gasse und eine Tür, die ins Schloss fällt. Einen Weg durch das Dickicht schlagen, mit Hilfe von Wörtern.

79

Eine tiefe Trauer bleibt, ein unerfülltes Verlangen. Und der Druck nimmt zu. Mauersegler kreuzen vor dem Küchenfenster. Käuzchen schreien in der Nacht. Ich stehe in einer steinernen Halle und eine nach der anderen fallen die schweren Eisentüren ins Schloss. Endgültig. Gefangen. Keine Welt mehr. We are cavemen. We are shadows. Feel like drowning in a sea of liquid tar.

Im Februar das erste Licht, die Nachtkälte noch in den Straßen, die Krähen lärmen ohrenbetäubend. Man kann buchstäblich zusehen, wie das Licht mit jeder Minute an Kraft gewinnt und Helle, und der feine Nebel aus Eis und Feuchtigkeit sich zurückzieht, schmilzt und trocknet mit dem ersten Hauch von Wärme, noch lange vor Sonnenaufgang. Um acht Uhr steht der weiße Vollmond noch über den Hügeln im Westen, als ob er nie mehr weggehen wollte. Auf den Schattseiten liegt Reif auf den Wiesen.

Die Krähen schreien in der Schwärze und der Vollmond leuchtet noch einmal auf vor dem Untergehen. Ein wildes Tier in Ketten. Wie soll man leben ohne den Blick auf einen Horizont, von einer Nebelwand umschlossen. Wir sind eingesperrt. Es ist Krieg. Ich erinnere mich an neunzehnneununddreißig, -einundvierzig, -dreiundvierzig. Wir hockten versteckt in den verbarrikierten Zimmern, ohne Hoffnung, ohne Aussicht. Es sollte tausend Jahre dauern. Und doch, zehn Jahre später saßen wir in Tel Aviv am Strand und schauten auf das Meer.

So große Bedürftigkeit nach einer kleinen Freundlichkeit. All things must pass. This pain too, shall pass. Der grüne Fluss in seiner sanften Biegung, Donaumöwen. Es wird nie ganz dunkel. Die Stadtlichter werfen einen gelben Schein an den Nachthimmel und in den Wohnungen gegenüber gehen die Familien ihren abendlichen Routinen nach. Ein heller Schein in der Wildnis. Ein gehetztes Wild springt über die Zeitschwelle in die Gegenwart herein. Über die bereiften Hügel und den gefrorenen See und ausgesetzt in einer Barke von Nacht.

80

Es ist Winter in Wien. An die Sommer erinnere ich mich kaum. Eine irrtümlich wahrgenommene Temperaturdifferenz, ein paar unerklärliche Hitzeanfälle, eine Lichtanomalie für einige Zeit. In Wien ist immer Winter. Die roten Dächer werde ich schmerzlich vermissen und die Krähen, die darauf spazieren im späten Nachmittagslicht, bevor sie zu ihren Konferenzen fliegen. Den winterlichen Orion über den Nachbarhäusern, die Mauersegler im Frühling. Lieber Gott, wir sind Schiffbrüchige, verirrt zwischen Sternen. Who speaks of victory? To endure is all. Eine Saison um die andere vergeht. Ich bin ewig, ich bin zeitlos. Ich beobachte. There's great beauty in everything.

Atlasweiß, neptunblau, wasserhell. Mohnrot, sepia, gewitterblau. Amaranth, steingrau, blauvogelblau. Versuche, das Leben zu leben. Schweigsam, gegenwärtig, ungefährdet. Möglich, aus Bruchstücken, Fragmenten, Erinnerungsfetzen zu formulieren. Halt zu finden an einzelnen Worten, gebrochenen Sätzen, vorübergehend. Annäherung an Verständnis, gefährdet und jederzeit auflösbar, permanent in Irritation. Uralte Laute wie der singende Wind, Sturm,

Wasser, Sprache des Wassers in allen seinen Ausdrucksformen - Rieseln und Glucksen über Steine, Krachen und Dröhnen der Brecher an den Klippen. Morgendämmerung, Gewitterblitze. Sprache des Gefühls, Menschensprache.

Es ist Winter in Wien. Der tanzende Schnee beruhigt die gespannten Nerven. Fuhrleute im Hof mit Pferden und Fässern, fremdes Volk am Stadttor und Aufruhr. Soldaten. Schwebewaffnete Polizisten kurven im Flughafenterminal auf ihrem Polizeifahrrad. Irgendwann nachts schaue ich wieder auf Gletscher und schneebedeckte Gipfel. On a rainy morning the birds begin to sing.

DIE TÜREN FALLEN ZU

Es dauert lange, bis es Tag wird. Kein Horizont. Die Regierungen haben die Bewegungsmöglichkeiten stark eingeschränkt. Die Stadt ist voller Vertriebener. Für jede Kleinigkeit sind Bewilligungen erforderlich. Anstellen, Warten, ablehnende Bescheide hinnehmen. Jeder hat einen Zaun hochgezogen um seine wenigen Quadratmeter und harret am Fenster hinter dem Vorhang, ob ein Vorübergehender etwa einen ungebührlichen Blick wirft auf sein Privateigentum. Ob er ihm nicht etwa ein Molekül Sauerstoff wegatmet, das ihm nicht zusteht. Die Städte gleichen den Schützengräben aus den alten Kriegen.

Verschanzt und verbarrikadiert, bewaffnet bis an die Zähne, jeder allein mit seiner entsetzlichen Angst. Ist das die Waffe unsichtbarer Gegner? So schwer, am Leben zu sein. Die Unwissenheit, Unsicherheit, die Angst vor dem Unbekannten. Die körperliche Anfälligkeit, das schnelle Altern. Mir ist immer nur nach Weinen. Es bedeutet nichts. Ich fühle nur das Elend der Menschen. Sie hängen an Dingen. Sie geben den Dingen Bedeutungen. Ein gewaltsamer, wilder Riss im Gewebe des Universums. Wir tragen schwer an der Last und wissen nicht, ob das jemals ein Ende nehmen wird.

Es ist Wandlung, Trauer. Wie geht es einer Schlange, die sich häutet. Wörter, das Universum der Wörter, in dem ich noch immer Zuflucht finde, wenn es nirgends sonst einen sicheren Ort gibt. Man braucht nur so wenige Wörter. Die Wörter kochen sich ein zu einer Essenz wie ein Zaubertrank. Abschied von der Mutter. Ein Leben geht zu Ende und alle Dinge verstreuen sich. Das Sein hier auf diesem kleinen, fragilen Planeten ist geprägt von einer unbegreiflichen Kombination aus Liebe und Trauer. Alles trägt Verlust in sich. An spätherbstlichen Nachmittagen, wenn die Sonne untergeht, mit einem Mal ein Frösteln, ein Unbehagen vor der Nacht und vor der Kälte.

Die Nacht ist eiskalt. Die Regierung wird die Grenzen schließen und niemand darf mehr das Land verlassen. Es ist die letzte Phase des unsichtbaren Krieges. Alles ist kalt und weiß. Auf dem alten

Apfelbaum vor dem Fenster zwitschern unablässig die Spatzen, obwohl ein langer, eisiger Winter vor uns liegt. Die Amseln gehen ihren Beschäftigungen nach, die graue Katze pirscht durch das Laub. Die Stiefel der Dunklen marschieren. Und doch, unbeobachtet, unbemerkt wirkt eine gute Kraft. Eine Raupe sitzt in ihrem Kokon und wartet geduldig, bis ihre Zeit kommt. Eine Äskulapnatter aus dem Garten geht in den Winterschlaf, bis die Märzsonne sie weckt. Eine alternde Frau sitzt am Fenster und erinnert sich an die Urgroßmutter in ihrer Küche. Die weißgestrichenen Möbel mit den abgeschlagenen Kanten und dem abblätternden Lack, die Hitze rund um den bullernden Ofen, der Kaffeetopf, die heiße Milch, der schwarzglänzende Satin ihrer Leibschürze, das hüftlange Haar zu einem dünnen Zopf geflochten und hochgesteckt. Ihr hageres, strenges Gesicht mit liebevollen Augen, ihre gerade Haltung, ohne steif zu sein. Sie erinnert sich, wie sie mit dem Schürhaken hantiert und die Asche im Herd auffängt. Eine noch immer elegante Frau, die ihren Mann und drei Söhne an den Krieg verloren hat. Jetzt muss sie Kind und Urgroßmutter gleichzeitig sein. Die Bäume und Sträucher haben fast alle ihre Blätter verloren. Eine Litanei, ein Rosenkranz, ein Kranz aus Rosen, ein Kranz aus Perlen, ein leuchtender Mond an einem späten Nachmittag, von den letzten Sonnenstrahlen beschienen. Nachts ein glitzerndes Sternenmeer im Garten, wenn jeder einzelne Tautropfen das Mondlicht reflektiert.

83

Die Grenzen sind geschlossen. Wir dürfen das Haus nicht verlassen. Es droht Bürgerkrieg. Es gab noch Möglichkeiten zu entkommen, in einige afrikanische Länder. Ich war überall einen Schritt zu spät. Die Konsulate wurden nach und nach geschlossen. Man konnte noch um elektronische Visa ansuchen. Die Maschinen funktionierten nicht, man wurde im Kreis geschickt. Betrüger haben die websites übernommen, man verliert das letzte Geld. Die Winter sind hart hier, lang und kalt. Wir können nicht ans Meer. Es ist spät. Darkness is closing in. Auch Anfang der Neunzehndreißigerjahre sagten die Leute: Nein, so schlimm wird es nicht werden. Nein, das können sie nicht tun, das werden sie nicht wagen. Wir sind doch gute Bürger, wir haben doch nichts getan. Das sind nur ein paar Verrückte, ein paar schlechterzogene Rüpel.

Die Finsternis hat alle Länder dieses Planeten besetzt und durchdrungen, jeden Gedanken unterhöhlt, jedes Fünkchen lebendigen Geistes zersetzt, die Herzen sind verkümmert und versteinert. Die Tage humpeln dahin wie gebrochene, seelenlose Kriegsveteranen. Ohne Zugehörigkeit, ohne Zukunft, menschliche Überreste einer vernichtenden Schlacht.

Seit ich auf diese Welt gekommen bin, habe ich mich ausschließlich in menschlichen Gesellschaften aufgehalten. Von der Schönheit dieses Planeten weiß ich kaum etwas. Ich hätte gedacht, dass das Leben gut ist, trotz allem. Das Licht, das rotorange hinter den Bergen heraufkommt und sich über dem Horizont verteilt, während der Schnee wieder zu fallen beginnt. Noch existieren Reste von klarem, unzerstörbarem Bewusstsein. In Spiralen, Serpentinaen, Mäandern gehen wir unsere Wege, wiegend, schwingend.

Dar es Salaam

84

Es gab eine Lücke in der Bürokratie, eine Schlampigkeit, eine Grauzone. Die digitale Kontrolle, die automatisierte Überwachung ist noch nicht so perfekt und ausschließlich, wie sie geplant ist. Ich bin für kurze Zeit entkommen.

Paris, CDG. Ich sitze wieder vor einer Glasfront. Dahinter milchiger Nebel. Trübe, nasse Kälte, die bis hierher, bis in die Knochen dringt. Die riesige Halle ist menschenleer, alle Gates geschlossen. Eine unsichtbare Finsternis kriecht herein. Dahinter die Hölle. Diesmal weiß ich, was mich erwartet. Nach und nach sammeln sich ein paar Menschen, hell- und dunkelhäutige. Die Stunden vergehen. Ein junges Mädchen spielt ein wenig Klavier. Saint-Saens Variationen, die Elefanten. Die kleine Gruppe in der Dunkelheit wächst zusammen, eine vertraute, geborgene Stimmung unter Fremden.

Es wird kalt, es wird warm und wieder kalt. Es wird Nacht. Ich sitze in Dar es Salaam. Abbruchgegenden, halbfertige Betonklötze, schimmelnde, unter schwarzem Moos verfaulende Mauern, ehemaliger Ostblock vermischt mit China, der schreiende Gegensatz

zwischen sehr reich und sehr arm ist obszön. Zu viele protzige Glastürme und Hochhauskonstruktionen dominieren. Nicht das Hyatt Regency oder das Bank of Africa Gebäude, nicht der schamlose, weiße Reichtum. Es sind die glatten, metallisch schimmernden und spiegelnden, anonymen Fassaden einer unsichtbaren Bedrohung, einer verborgenen Herrschaft. Keine Symbole oder Erkennungszeichen, worum es sich dabei handeln könnte. Zu Füßen des Molochs die Menschen, von denen der Großteil gerade einen Kochtopf und ein paar Sandalen besitzt, und wenn es viel ist, ein paar Hühner. Chinesische Lagerhäuser und Läden wie Festungen. Kein organisches Wachstum. Als hätte eine Riesenpranke in die Stadt hineingegriffen und mit ein paar Fingerbewegungen Türme der Machtdemonstration hineingesetzt und rundherum Zerstörung und Tod angerichtet.

Auf den ersten zwei Höhenmetern über der Straße die Zone der Menschen: Lachen, Rufen, Gestikulieren, Händeschütteln, Handeln, schwere Arbeit, Stille, Blicke, Kinder, Nachdenken, Trauer, Müdigkeit. Wärme und Herzlichkeit. Das persönliche, natürliche Interesse. Hundert Grüße und Lächeln an einem Tag, den ich durch die Stadt streife. In Schweiß gebadet, in den schweren Lederschuhen mühsam einen Schritt um den anderen, weil die Hitze einen zu Boden drückt wie ein schweres Gewicht.

Im Regierungs- und Bürokatenviertel schön restaurierte Kolonialhäuser, kleine Paläste, mit gepflegten Gärten davor. Von der Straße sind sie nur durch niedrige Mäuerchen getrennt. Die Straße ist eine Lehmfahrbahn mit Asphalt- und Pflasterresten und jetzt, nach dem Regen, sind die Schlaglöcher mit Wasser und Schlamm gefüllt. Zwischen den spritzenden und fontänensprühenden Autos überqueren die Leute barfuß oder in Plastiksandalen die tiefen Pfützen. Ich weiche unwissend auf einen gepflasterten Parkplatz aus und werde von einem Wachsoldaten vom Platz gejagt. Die Schlammlöcher für den Pöbel, und die Gehsteige für den Mob. Die Trauer ist unverändert. Eine weitere Tür ist zugewallen. Die Wände rücken näher. Die gekauften afrikanischen Eliten stellen sich vor die Kameras und spucken der Bevölkerung ihre von der zentralen Macht vorgegebenen Stehsätze ins Gesicht. Aus ihren frechen, feisten Larven, hinter denen nur der schwarze Abgrund gähnt, sprudeln die

Lügen und die kalten Drohungen, mit deren Hilfe sie sich gerade noch auf ihren wackeligen Podesten halten können. Immer mit dem panischen Seitenblick zu den Herren.

Der Kontinent der Menschen. Ihre direkte Offenheit, die Wärme, das strahlende Lächeln ohne den winzigsten Unterton. Drei Wörter Suaheli und zwei halbe Sätze Englisch reichen, oft auch nur Zeichensprache. Mama kaa kiti. Mama nimm Platz. Ich fühle mich wie ein seit Jahren Hungernder, der Essen sieht. Eine rot und weiße Blüte mitten unter dem Müll, ein Hahn kräht, die Vögel machen Krach kurz nach Sonnenaufgang. Der erste Tropenregen erwischt mich zum Glück in der Nähe einer Bushaltestelle. Ein sich immer wiederholendes Bild: ein Mangobaum, ein paar umgestürzte Stämme als Sitzbank, ein Motorrad, ein Stapel Autoreifen, ein Holztischchen und ein Hocker. Ein Schirm, ein Eisenöfchen oder offenes Feuer. Töpfe mit Reis und Eintopf, Plastikkübel mit gebackenen Teigbällchen und Süßigkeiten, Flaschen mit Gewürzsauce und Sirup. Die Strommasten mit den Verteilern und dem Kabelgewirr gerade über Kopfhöhe.

86

Warten, warten. Bis der Regen aufhört. Bis der guardian das Tor aufsperrt. Bis es wieder hell wird. Es gibt wieder einmal nur Extreme. Ich versuche, eine gewisse Balance zu halten. Tagsüber ist Dar es Salaam farblos und grau. Trotz der leuchtenden Stoffe, die die Frauen tragen, liegt ein trüber Schleier über allem. Trotz des blauen Himmels und der satten Grüntöne kommt nichts von dem Leuchten im Alltag an. Als ob das Licht herausgefiltert würde bis auf einen kleinen Rest. Als ob die spiegelnden Türme den Großteil des Lichts absorbierten. Aber ja, das strahlende, herzliche Lächeln in den Gesichtern dringt ungehindert durch als ein ständiges Aufblitzen und Funkeln.

Ah, das Fieber wieder, deprimierende, kräftezehrende Kopfschmerzen, große Schwäche. Initiation. Zuerst muss immer der Körper reagieren. Aufruhr und Tumult. Auflehnung gegen die veränderten Umstände. Widerstand gegen den Ansturm der ungewohnten Einflüsse. Durchnässt und nahe dem Hitzekollaps, resigniert, ohne eigenen Willen, nur mehr von einer unbekanntem Kraft weitergetrieben im Strom der Menschen. Weiß längst nicht

mehr, was ich will in der Stadt. Im klimatisierten Shopping Center trifft mich ein eiskalter Luftstrom. Ich lasse mich auf eine Bank sinken, bestelle Wasser und Espresso und hülle mich in mein Tuch. Dessen Wärme und Weichheit schützt mich vor dem Gestank, dem Lärm, vor Hitze und Kälte, vor den Blicken, vor dem Unbekannten. Ich bin verletzlich wie ein neugeborenes Fohlen. Man braucht so wenig. Dass der Schmerz ein wenig nachlässt. Dass jemand freundlich ist.

Langsam beginne ich, mich zurechtzufinden. Mein Organismus antwortet nicht mehr mit Schock und Abwehr auf das Klima. Ich weiß, welchen Bus ich wann nehme, wo es frische Ananas und Wasser gibt, was eine Taxifahrt kostet. Dass ich an bedeckten Tagen ohne weiteres eine Fahrt in die Stadt unternehmen kann. Dass ich in der prallen Sonne besser keinen einzigen Schritt aus dem Haus tue. Dass es in der Uhuru Street schöne Kangas gibt. In mein Tuch gehüllt, hier am Indischen Ozean, aufrecht und breitbeinig wie die einheimischen Frauen, schlüpfte ich in mein altes Ich, mein früheres Ich. Mein weiblicher Körper ist uralte. Sitzen und schauen und alles rundherum fällt ab von einem. Man schaut übers Meer mit dem inneren Blick.

Der Wind, der vor dem Fenster die Blätter wiegt. Die Sperlinge und Krähen, die auch hier, südlich des Äquators die Äste bevölkern. Nur am frühen Morgen sind die Farben in Dar es Salaam wie ein wenig mit feinem Staub bedeckt und doch von einer tiefen, sanften Leuchtkraft. Rot, blau, gelb. Man braucht nur einen schattigen Platz in einem Garten, einen Menschen, ein Gegenüber, einen kurzen Gruß. Ich habe so viele Leben gelebt.

Eine tiefe Erschöpfung breitet sich aus. Die letzten Reserven sind leergepumpt. Man hat es mit einer vollkommen anonymen und mitleidlosen Macht zu tun. Mit einer Maschine die mechanisch und erbarmungslos ihr Programm ausführt. Die Alpha, Alpha+ und Beta sieht man nie. Obwohl, die Beta vermutet man wohl hinter den Mauern der Luxushotels, mit ihren kühlen Steinhallen und Pools. Von den Gamma sieht man hin und wieder einige. Auch sie haben klimatisierte Zimmer, wenn nicht gerade für einen Tag der Strom ausfällt. Vor allem tragen sie Taschen mit dicken, schmutzigen Geldbündeln mit sich herum und besitzen kleine Plastikkarten, mit denen sie in sehr geringem Umfang Dinge erwerben können. Sie

sitzen auch in den Einkaufszentren und trinken Espresso. Die Straßen sind aber voll mit Delta und Epsilon, die von Tag zu Tag nur versuchen, zu überleben und ihre Familien durchzubringen. Sie haben keine Aussicht, keine Hoffnung, keine Perspektive. Jeden Augenblick drohen Krankheit, Hunger und grausamer Tod. Nicht anders als den Gamma, die allerdings immer wieder einer Illusion anheimfallen, einer Scheinwelt, in der sie sich selbst als glitzernde Abziehbilder ihrer Herren wahrnehmen. Es gehen Gerüchte, dass es auch nach den Epsilon noch Menschen gibt, die nicht einmal eine Bezeichnung haben. Sie vegetieren eingesperrt in Bunkern und Verliesen und müssen den Alpha zu Diensten sein, bei Bedarf.

Stunde um Stunde vergeht, Tag um Tag. Worauf warten wir. Aus der Ferne sehe ich diesen winzigen Planeten, der sich um sich selbst dreht und die Massen winziger Menschen laufen kopflos und panisch wild umher. Als eine von ihnen denkt man, es macht einen Unterschied, wenn man von Cadiz nach Capetown reist, von Anchorage nach Punta Arenas, wenn man nur am Pazifischen Ozean stehen könnte und hinausschauen. Der Fall ist tief und hart. Man weigert sich, ihn anzuerkennen, auch wenn man schon mit zersplitterten Knochen auf den Boden der Realität gekracht ist.

Man tritt aus einem anonymen und unfreundlichen guesthouse, ist sofort schweißdurchtränkt und das Atmen fällt schwer. Die Gasse hinunter stolpert man an Verschlagen aus Brettern und Wellblech entlang, an provisorisch gemauerten Baracken, durch steinige, lehmige Löcher und über ausgestreckte Füße und wacklige Tischchen. Stempel, gebrauchte Schuhe, verpacktes Zuckerzeug, Zeitungen und ein süß-klebriges Reisgebäck, das aus Indien kam und sich im Mund anfühlt wie mit Sand verarbeitete Klebstoffmasse. Man biegt um die Ecke auf eine der sechsspurigen Haupttrouten durch die Stadt zwischen DIT und Fire, und nach mehreren Anläufen und einigen Dosen Abgas und Gestank nach verbranntem Müll rettet man sich in die Mall auf der anderen Straßenseite.

Alles ist blitzsauber und menschenleer. Regalmeter um Regalmeter an westlichen Industrieprodukten, Nahrungsmitteln, Kosmetik, Schuhen, Uhren, Lampen, glitzernder Deko und vollkommen überteuerten sogenannten Bioprodukten grinsen dem Vorübergehenden verächtlich, verloren und hilflos entgegen. Man

kauft Wasser, englische Kekse und importierte Äpfel und flüchtet in das italienische Espresso. Die Logos der Konzerne dröhnen von den Stahl- und Glasfassaden und brennen sich in den Asphalt. Am Rand der zerbrochenen Gehsteige, im Schatten der Mauern, liegen Menschen wie Abfall unter Kartons.

Hitze und Staub. Die Sonne geht auf. Frauen sitzen vor den Häusern und warten. Man hat mich in einem Hinterhofzimmer abgestellt wie lästiges Gepäck. Ohne Ausblick, ohne Tageslicht. Die Stunden vor Sonnenaufgang wiegen schwer. Es ist noch dunkel und vor Morgengrauen greift eine eisige Kälte nach mir. Es ist schwer, auszuharren in diesem düsteren Zimmer. Aber immer kann das Morgen anders sein als das Heute. Immer kehrt das Licht zurück. Das Rufen des Imam von der nahen Moschee strukturiert den Tag. Ein schmaler Spalt zwischen den Mauern lässt für kurze Zeit ein paar Sonnenstrahlen herein. Es gibt genug Wasser für eine Dusche. Es gibt Africafé und Toast mit Butter zum Frühstück. Ich habe einen Flug gebucht, Geld gewechselt und das Zimmer bezahlt.

89

Die Dunkelheit hat keine Dauer. Wasser, Papaya und Avocado gekauft, einen Espresso getrunken. Bandar-as-salaam, harbor of peace. Ich danke dir für alles, was du mir gegeben hast. Ich werde zurückkehren, zu deiner schweren, heißen Feuchtigkeit. In die Hitze und den Staub, der an allem klebt. Das Feuer hüten, das Licht halten und dem Aufruhr widerstehen, wenn rundherum der Wahnsinn tobt. Zurück zu den sich wiegenden Kokospalmen, den flametrees voll üppiger Blüten und den in leuchtende Farben gekleideten Frauen in ihrem schwingenden Tanz.

Das Flugzeug dreht eine Schleife über dem türkis und smaragden schimmernden Meer, in der Ferne liegt das glitzernde Zanzibar. Ich bin ein Wanderer. Es waren gute Tage. Ich habe keine Eile. Nein, ich habe keine Eile.

Nach dem kurzen, missglückten Ausflug nach Tanzania also wieder die Dunkelheit. In diesem kleinen, verhärteten Land hinter den europäischen Alpen, in einer voyeuristischen, pornographischen Gesellschaft, gebaut auf Missgunst und Neid, auf brüchigem Grund. Noch bei der Ankunft am Flughafen ein Schimmer von Freiheit, von Möglichkeiten, ein Versprechen. Jede Viertelstunde starten Maschinen. Ans Mittelmeer, quer über den Kontinent, den Ozean, an

die Atlantikküste, an die Pazifikküste. An so viele Orte jenseits des Horizonts. Unmittelbar vor den Augen ist die Welt mit Brettern verrammelt, mit giftiger Schwärze beschmiert. Man ist eingesperrt. Ein unsichtbarer Krieg tobt. Man muss ausharren. Die Regierungen ändern ständig Gesetze, willkürlich und unberechenbar. Was einmal Regierung war, ist ersetzt worden durch eine weltweit agierende Bande von Kriminellen, einen korrupten Mob. Wir sind rechtlos. Bestohlen, belogen und dazu ausgelacht und verhöhnt.

Es will nicht hell werden. Klaus Mann's Wendepunkt liest sich wie eine Ouverture zu dem, was kommen wird. Dazwischen Stunden furchtbarer Traurigkeit. Werden sie häufiger? Der Todeswunsch. Eisiger Trost des Nichts. Will es denn den ganzen Tag nicht hell werden? Es waren einmal sonnige Wintertage und Kinder in bunten Anoraks kurvten auf ihren Skiern die schneeigen Hänge hinunter. Das Licht glitzerte auf den Eiskristallen, durchleuchtete schimmernd die Schichten der Welt. Und Augenblicke von großer Transparenz. Er konnte nicht wissen, dass da keine Zukunft wartet. Dass die alten Cliquen alle entkommen werden und die Täter blitzschnell wieder auf ihren Posten sitzen und lügen werden, als ob nichts wäre. Vielleicht eine etwas wenig erfreuliche Episode, die man unirritiert und schweigend übergeht und schnell vergisst. Nichts ist gewonnen, nur die Erscheinungsformen haben sich geringfügig verändert.

90

Meine Großmutter, die nach dem Krieg in der Thyphusbaracke stirbt, eine junge Frau mit drei kleinen Kindern, Tochter eines wohlhabenden Großbauern, mit Zöpfen, in einem geblühten Kleid, ruhig und gesichert, sich ihrer sozialen Stellung wohl bewusst. Eine zweite Grossmutter, deren Mann als junger Soldat an der Front stirbt, einer von hunderttausenden, verheizt, verwertet, weggeschlachtet, die diesen Kindern die Mutter und dem Mann die Hausfrau ersetzen wird. Ich weiß nichts von ihnen. Waren sie einverständene Anhänger der Ideologie, waren sie vorsichtig, still, war ihnen die Begeisterung ihrer Männer ungemütlich?

Eine verspätete Generation des vorletzten Jahrhunderts, die ihre Welt nicht wiedererkennt und sich an wenige, vage, schon verblässende Erinnerungen zu klammern versucht, wo doch die Wellen schon längst über ihren Köpfen zusammenschlagen und sie nicht mehr atmen können, wo doch das letzte Jahrhundert schon

veraltet und zur Unkenntlichkeit verdorben ist. Wenn der Großvater mit jemandem telefonieren wollte, sagte er: Ich muss aufläuten bei ihm oder ihr. In Paris konnte man in billigen Hotelzimmern leben, freilich ohne fließendes Wasser, und sich am Vormittag heiße Schokolade und Brioches bringen lassen. Wir haben die schwärzesten Zeiten nicht erlebt. Wir sind die Nachgeborenen, der Epilog, und schon am Versinken. Land unter. Es scheint mir wie Äonen, dass die innere Finsternis so absolut geworden ist. Ohne Halt unter den Füßen, ohne verlässlichen Bezugspunkt überqueren wir einen Abgrund, der sich unter uns ins Bodenlose dehnt.

Ich habe Angst vor dem Winter. Die Schwere und die Dunkelheit gehen nicht weg. Zwei Jahre latenten Kriegszustandes fordern ihren Tribut. Die Erschöpfung ist total. Wie ist es dort. Was bringst du von dort mit. Isolation, Trauer ohne Ende. Ertrinken und Untergehn. Verrat, Lüge und Betrug. Seit Tagen Schnee und Schnee. Unruhe und Kummer hüllen mich ein als ein zu schwerer, zu warmer und erstickender Wintermantel. Es ist Nacht, ich sitze am Fenster und schaue ins Finstere. Durch die Dunkelheit hindurch und auf die Welt dahinter. Den tobenden Wahnsinn abfallen lassen wie Asche und Staub. Auf die Schönheit des Morgens nach einer Nacht, in der die Dämonen hausen. Nach dem Gekreische, Gekrächze und den markdurchdringenden Schreien. Das Feuer wieder anfachen und leise am Leben erhalten. Unbeobachtet und unbemerkt die Flammen hüten.

Eine Welt, in der man nicht töten muss, um zu fressen. Wolken, die sich im See spiegeln. Wasser und Licht. Ein Pony, das auf seinem kleinen Stück Wiese steht, Tag für Tag und mich Geduld und Sanftmut lehren will. Familien, die nach einem heißen Sommertag nach Hause gehen, samt vollgepackten Taschen und Kindern. Die Trauer des Abschieds zwischen Wachen und Träumen.

Ich möchte fort. Die Straße vor dem Haus wartet. Slowenien, Kroatien, Serbien, Bulgarien, Istanbul. Dort kreuzen sich die Wege. Mit dem Schiff nach Kairo und den Nil hinauf, nach Atbara, Gondar und Addis. An den Indischen Ozean. Oder längs durch die Türkei. Nach Erzurum, Tabriz und Teheran. Was tun, wenn draußen die Sonne scheint und alle Straßen und Länder nach einem rufen.

Zypressen und Levkojen. Lorbeer, Myrthe und Aloe. Rosmarin und Öl- und Feigenbaum.

Aber was früher geholfen hat, hilft nicht mehr. Ein paar Tage nach Berlin, nach Paris, ans Meer. Es hilft nicht mehr. Es ändert nichts an der Unruhe, an der Ungeduld. Die Schatten rücken näher und schließen mich ein. Große Angst vor dem Winter. Man erfriert und wird zu Eis. Ich behalte kaum etwas im Gedächtnis. Meine Zähne zerbröseln mir, die Augen tun mir weh und ich höre schlecht. Wenn es kalt ist, schmerzen die Knie. Ich bin müde ohne Ende und morgens komme ich nur ächzend aus dem Bett. Ich war doch gerade noch jung. In der Straßenbahn sitze ich breitbeinig, die Tasche auf dem Schoß und mit gekreuzten Händen umklammert. Alte und sehr alte Frauen sprechen mich an, auf der Straße, an Haltestellen, in Geschäften, als kennten wir uns schon ewig. Wir erzählen uns die persönlichsten Geschichten. Keine oberflächlich soziale Schranke, kein Herumreden und kein Smalltalk, kein krampfhaftes Aufrechthalten irgendeiner Fassade. Für solche Nichtigkeiten ist keine Zeit mehr. Ich bin alt geworden und wieder jung.

Es wird Abend, Nacht und Tag und wieder Abend. Wie lange noch. An einer Küste schlagen die Wellen gegen den Stein. Man versäumt so viel, man schweigt, man lernt erst, wenn es zu spät ist. Ein beschädigtes, verdorbenes Kind. Nicht richtig geworden, nichts wert. Sei still. Geh aus dem Weg. Geh weg. Schneebeeren, Hagebutten und Kreuzweg. Es wird Morgen und Mittag und Nachmittag. Rauch steigt aus den Kaminen. Verehrtes Komitee, wie lange noch. Anderen Müttern und Vätern sterben die Kinder weg. Ist es nicht endlich genug.

Zu einem Eisblock geworden. Ich habe gehofft, spät doch noch Teil dieser Familie zu werden. Irrtum. Sie hassen mich grundsätzlich, was auch immer ich beginne. Ich weiß nicht, warum. Bin nicht manipulierbar, ihre kleinen Machtspielchen gleiten an mir ab. Ich durchschaue sie mit ihren tiefsitzenden Minderwertigkeitsgefühlen und ihrem Bedürfnis, sich selbst zu überhöhen. Ein tiefes, schwarzes Loch in ihrer Mitte, dort wo ursprünglich ein Kraftquell gedacht war. Wieviel man auch hineinschüttet, es ist nie genug. Wieviel man auch gibt und auffüllt,

es vergrößert nur die Gier nach mehr. Wenn man sich aber verweigert, scheint der blanke Hass durch. Ihr Selbsthass, der auf alle und alles in ihrer Umgebung projiziert wird. Ausgenommen sind nur wenige Erwählte und ihresgleichen, mit denen sie sich auf eine Balance des Schreckens einigen. Sie fühlen sich nur wohl, wenn sie von noch Schwächeren umgeben sind. Dann fühlen sie ihre vermeintliche Winzigkeit und Unbedeutendheit nicht so sehr. Sie müssen ins Gesicht schmeicheln und hinter dem Rücken attackieren. Mit einem gemeinen Angriff habe ich nicht gerechnet, als ich freundlich und hilfsbereit war und Freundlichkeit erwartete. Eine kalte, berechnende Person, manipulierende Egoistin ohne Mitgefühl. Eine Person, die alle anderen in ihrer Nähe zu ihrem eigenen Vorteil benutzt wie ein Vampir. Verlogene Heuchlerin, geduckt und verdreht, keines offenen und freien Austauschs fähig. Ich krieche davon, beleidigt und gedemütigt, verachtet und vertrieben. Ich kann mich nur mit Wörtern wehren. Es ist nur so, dass ich aus dieser Familie stamme. Dass dies meine Wurzeln sind und meine Prägung. Ich bin nicht so vermessen, dieses Unleugbare zu leugnen und erschreckenderweise starre ich plötzlich in meinen eigenen Abgrund, in die Finsternis, in der das Kind um einen Blick bittet, um ein Lächeln. Missachtet. Nicht mehr Bedeutung als der Dreck unter dem Schuh.

93

Nachts die Dunkelheit und der weich fallende Schnee. Der Bäcker lädt seinen Wagen voll. Die tiefe, frühmorgendliche Stille über der verschneiten Landschaft, ein paar Straßenlaternen und einzelne Lichter in Fenstern. Nebel und Reif, gefrorener Dunst, der weit in die Täler herunterhängt. Ein heller Streifen am Horizont, sehr langsam, sehr blass. Das war wohl der erste Anker, der mich in meiner kindlichen Einsamkeit gehalten hat, von Anfang an. Die Spur. Durch Schnee und Wald bin ich in das Leben hereingestolpert, mit Erinnerungen schwer wie eiserne Ketten.

Ich habe immer Wege gesucht, wo keine waren. Nur Dickicht und Fallgruben. Es ist die Einsamkeit, die tägliche Mühe, sich schrittweise durch die Finsternis zu tasten in dem Gefühl, man geht ohnehin nur im Kreis. Man irrt ohne Ziel und Plan die labyrinthischen Mauern entlang, hoffnungslos. Schwer von Müdigkeit, Trauer und Verlust. Wenn man es bis an die Küste

schaffen könnte, ans Meer. Die heimatliche Sprache hören, die vertrauten Klänge, die einen behüteten und wiegten in sehr ferner Vergangenheit.

Immer noch Nacht und der Himmel sternenklar. Ich begleite meine Mutter auf ihren letzten Wegen. Ihr grün- und goldschimmerndes Lebensgewand hat sie abgelegt, alle Straßen abgegangen, alle Orte besucht. Sie hat den schwarzen Reisemantel umgeschlungen. Eine Königin wartet am Ufer auf die Überfahrt.

Doch es wird auch heute wieder hell. Es hat geschneit. So große Dankbarkeit und Freude, da sich das Licht wieder ankündigt. So große Erleichterung, mütterliche Umarmung und Trost, wie der Blick auf das Meer. Mir war nicht bewusst, wie schwer und dicht die nächtliche Bedrohung in ihrem vollen Ausmaß war, wie bedrückend, erstickend, vernichtend. Eine kalte Intelligenz streckt ihre Fänge aus nach unserer pulsierenden Welt. Eine letzte Grenze, gezogen von der winterlichen Mond- und Venusbahn, kann sie zum Glück nicht überqueren. Noch bleibt sie auf Abstand. Die Erde wacht auf, der Heimatplanet, gekleidet in anthrazit, perlmutter, silber und blau.

94

Der leuchtende Halbmond im weiten Rund. Der Bäcker lädt seinen Wagen voll. Eine schlafende Stadt. Nur einzelne sind wach, auf sich selbst zurückgeworfen. Der Morgenstern steht über dem östlichen Horizont als Gruß und die Hügelkette zeichnet sich klar ab vor dem grauseidenen Grund, während über dem westlichen Wald eine schimmernde Barke ihren vorgezeichneten Weg zu Ende fährt. Das Wechselspiel von Tag und Nacht, die weichen Melodien der Dämmerung. Das Versprechen einer Heimkehr jeden Morgen. Ermutigung und Trost. Weit von hier schlagen Wellen gegen die Klippen und steigen Möwen schreiend auf. In der Ferne wartet ein Boot.

Meine Welt versinkt in Schnee. Man sieht nicht weiter als bis zum übernächsten Haus. Es ist Lichtmess. Die Knechte und Mägde haben sich neue Stellungen gesucht. Die Dienstboten haben heißes Wasser gebracht und Silber poliert wie eh. Die jungen Mädchen haben sich übermüdet und erschöpft zur Tagschicht in die Fabrik geschleppt und die Zudringlichkeiten der Männer abzuwehren versucht. Eine

Frau mittleren Alters steht in der Küche und weint. Eine Frau, die Auschwitz überlebt hatte, sagte: Das Sterben schien so einfach, so leicht, nur am Leben zu bleiben brauchte beinahe übermenschliche Anstrengung. Welche Kräfte sind das, die uns so zermürben und zermahlen, bis von unserem Willen nichts mehr bleibt. Kein Dorf mehr, keinen Brunnen, keinen Anger. Auch kein Kino, keine Einkaufsstraße, kein Café. Nur mehr Scheinwelten und Spiegelbilder, böse Träume.

Nachts fahren immer noch die Züge. Berlin, Berlin. Dein Tänzer ist der Tod. Gegen die alte, existenzielle Müdigkeit angehen, das ist wie in Tiefschnee waten in schweren Stiefeln. In einer Nacht, die ich nicht schlief, setzt' ich als Segel diesen Brief. Kein Mond, kein Morgenstern. Schneeregen und eine dichte Wolkendecke. Wir sind hier auf einem Außenposten, am äußersten Rand der bekannten Welt. Was tröstlich ist: der Rauch über den Dächern, das gelbe Licht der Straßenlaternen, der Lieferwagen des Bäckers auch heute, das sanfte Indigo am Horizont. Wir werden navigieren mit Hilfe von Wörtern. Das Wasser lehrt uns Geduld. Der Bach neben dem Haus, der Fluss, der dem Meer entgegenströmt. Das Wasser war schon, bevor wir waren.

GUDRUN TUULIA

DIE ERDE IST EIN BEFREMDLICHER ORT. AFRIKA 1



96

Ende des ersten Teils